

Predigten und Ansprachen von Advent 2002 bis Christkönig 2003

Die Weichherzigkeit Gottes	2
Wegbereiter	5
Nicht erkannt!	7
Überraschung	10
Gotteswürdig	12
Familienleben nach Paulus	15
Das Jahr fängt gut an	18
Krippe und Evangelium	20
Himmelszeichen	23
Farbe bekennen	25
Komm und sieh	27
Die Bibel	30
Tag des geweihten Lebens	33
Verkehrte Welt	36
Texte Mk 2,18-22	36
Aschermittwoch	39
Wüstentage	40
Handelshaus?	42
Rechtssicherheit	44
Entlastung	47
Ein König	49
Gründonnerstag	51
Jesus lebt!	54
Mein Herr und mein Gott	58
Christus begegnen	61
Weinstock	64
Bleibt in meiner Liebe	67
Geht und verkündet	69
Die Freude in Fülle	72
Be-Geist-ert	75
Das Verbindende	78
Dreifaltigkeitssonntag 2003	79
Boot im Sturm	82
Stehen können	85
Geht in die Welt	87
Eine Quelle, die verbindet	89
Glauben (können)	91
Gesetzesreform	93
Tu dich auf!!	96
Zumutung	99
Machtstreben	102
Heimgehen	105
Danke	107
Machtfrage	109
Blindheit	111
Allerheiligen	114
Allerseelen	117
Großputz	119
Endzeit	122

Die Weichherzigkeit Gottes

Klingt noch das Bild nach, das der Prophet Jesaja von den Menschen zeichnet?

Treulos sind wir, wie Laub verwelkt, die Schuld trägt uns Menschen davon. Unsere Gerechtigkeit ist wie ein schmutziges Kleid, so sagt der Prophet Jesaja.

Die Treulosigkeit Gott gegenüber, der treu ist, Gerechtigkeit, die zum Fremdwort geworden ist, Schuld, die dazu führt, dass mit dem Menschen nichts mehr anzufangen ist, dies alles führt Jesaja an, der nun bei Gott betteln geht. Der Prophet will die Zuwendung Gottes wieder erreichen und dazu appelliert er an dessen gutes Vaterherz.

Ich weiß nicht, ob sie in der vergangenen Woche den Film Ghattokids gesehen haben. Dieser Film handelt von Jugendlichen, die nicht gerade wie Engel leben. Ich will hier aber nicht diesen Film darstellen, sondern nur eine Szene ins Spiel bringen, die zum Verhalten Jesajas passt. Der Film spielt unter anderem in einer Münchner Schule. Eine Klasse erwartet eine neue Lehrerin, die Förderunterricht in Deutsch geben soll. Allerdings kommt diese Lehrerin nicht über die erste Stunde hinaus. Die Schüler haben dafür gesorgt, dass sie aufgibt. Folge für die Schüler: der Hauptmissetäter wird von der Schule verwiesen – ein Unglück für seinen jüngeren Bruder Cristo. Der beginnt zu betteln und erreicht beim Rektor einen Deal. Wenn es ihm gelingt, die Lehrerin zurückzubringen, wird sein Bruder wieder an die Schule gelassen. Was macht Cristo, er setzt sich vor die Türe der Lehrerin und nervt sie solange, bis sie in die Schule zurückkehrt – allerdings verändert, mit einer anderen Einstellung. Sie informiert sich vorher über die Situation der Jugendlichen und macht deutlich, dass ihr die Jugendlichen ein Anliegen sind. Auch die Einstellung der Schüler hat sich verändert. Sie bemühen sich darum, dass nun der Unterricht läuft.

Jesaja macht nichts anderes. Er weiß, dass die Menschen etwas verbockt haben und gibt das auch ehrlich zu. Gleichzeitig nervt er aber Gott, indem er ihn an seine Güte erinnert und darum bettelt, dass er den Menschen wieder einmal entgegenkommt. Jesaja geht sogar soweit, dass er Gott vorwirft, er habe es zugelassen, dass die Menschen vom richtigen Weg abgeirrt sind. Nun soll er bitte schön um seines Volkes willen wieder zurückkommen.

Gott ist zurückgekommen. Er hat auf das Betteln des Jesaja reagiert und sich den Menschen wieder zugewendet. Er erfüllt die Hoffnung der Menschen und wird zum Erlöser von jeher.

Jesus ist die Antwort auf das Flehen der Menschen nach Erlösung. Allerdings ist er nicht einer, der mit Feuer und Schwert die Welt zu Ordnung ruft, sondern einer der vorlebt, wie sich Gott seine Welt vorstellt. In Jesus zeigt sich, wie Gott sich seine Schöpfung denkt. Er ist

der Ton, den Gott der Töpfer formen darf. Das Ergebnis ist ein Mensch, der Liebe, Gerechtigkeit und Friede lebt. Damit werden Gottes Ideen wahr.

Gott hat reagiert. Er hat sich den Menschen zugewandt und sich in ihre Situation hineinversetzt. Die Menschen sind ihm ein Anliegen und liegen ihm am Herzen. Weil er selbst Mensch wird, kann er dem Leben der Menschen die Form geben, die er für richtig hält. Damit können die Menschen leben.

Die Frage stellt sich, ob auch wir Menschen gelernt haben.

Jesus blickt nach vorn, auf die Zeit, wo er selbst nicht mehr konkret da ist. Er weist seine Jünger darauf hin, dass es dann an ihnen liegt, wie es weitergeht. Alle Verantwortung überträgt er seinen Jüngern, jedem eine bestimmte Aufgabe und es liegt bei ihnen, ihren Auftrag nicht zu verschlafen. Seid wachsam, haltet die Augen offen, verpasst nicht den richtigen Zeitpunkt! Eindringlich klingen seine Worte.

Was ist unser Auftrag?

Jesus spricht davon, dass er alles an seine Diener überträgt, was seine Verantwortung ist. Schauen wir seine Verkündigung und sein Handeln an, dann hören wir ihn häufig vom Reich Gottes sprechen, das ein Reich der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit ist. Dieses Reich beginnt bereits jetzt und alle sollen daran mitarbeiten. Ein klarer Auftrag, auch wenn er nicht leicht ist. Es liegt mit in unserer Verantwortung, dass dieses Reich entsteht. Die Arbeit dafür beginnt in unserer kleinen Welt, in unserer Familie und unserer Stadt. Hier gilt es wach zu sein für die verschiedenen Formen der Ungerechtigkeit und des Unfriedens unserer Welt. Ein erster Schritt dazu ist es, den anderen ernstzunehmen in seiner konkreten Situation, in seiner Not und mit seinen Bedürfnissen. Ihn müssen wir sehen lernen, nicht nur uns selbst.

Ein zweiter Schritt ist es, die Welt als ganze zu sehen, mit ihren Strukturen, die nicht immer gerecht sind. Da liegt es beispielsweise in unserer Verantwortung, uns gut zu informieren und nicht mit der Einseitigkeit, wie sie uns in vielen Medien begegnet zufrieden zu sein. Neuestes Beispiel ist Israel. Während die Medien zwar von Anschlägen auf Israelis berichten, haben sie es versäumt auch die andere Seite zu erzählen. Uns hat diese Tage ein Brief aus Bethlehem erreicht. Seit Freitag 22. November herrscht dort wieder Ausgangssperre. Christen werden vom Besuch der Sonntagsgottesdienste ausgeschlossen, die Menschen wie Vieh behandelt. Gestern rief Sharon die Welt um Hilfe. Wer hat hier Hilfe nötig?

Der Brief aus Bethlehem hängt an den Kirchentüren aus. Ich lade sie ein, ihn beim Hinausgehen zu lesen.

Die Frage bleibt stehen: Was können wir tun?

Wegbereiter

Wenn ein Mensch durch eine Eigenart, ein besonderes Verhalten oder einer besondern Vorliebe auffällt, dann wird er mit einem Spitznamen bedacht. Das gleiche geschieht, wenn Namen an etwas anderes erinnern. Während meiner Schulzeit wurde ich von vielen Schülern als „umbrella“ bezeichnet. Ich wüsste zwar nichts, was mich mit einem Regenschirm verbindet, aber mein Nachname „Abrell“ klang der englischen Vokabel für Regenschirm zu ähnlich. So konnten es meine Mitschüler nicht lassen, mich „umbrella“ zu nennen.

Johannes der Täufer gehört zu den biblischen Menschen, die einen Spitznamen bekommen haben. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird er oft als „Wegbereiter“ bezeichnet. In diesem Wort drückt sich aus, als was sich der Täufer versteht. Johannes versteht sich als Wegbereiter. Nach den Worten des Markusevangeliums sieht er sich selbst als jemanden, der den Weg frei macht für einen anderen. Johannes geht es nicht darum, im Vordergrund zustehen. Er legt keinen Wert auf einem bestimmten Status, ein bestimmtes Ansehen. Johannes sieht seine Aufgabe darin, dem Herrn den Platz vorzubereiten, damit dieser dann handeln kann. Er tut das seine, aber es wird einer kommen, der noch viel mehr tun wird. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit ruft er auch die Menschen auf: bereitet dem Herrn den Weg, ebnet ihm die Straßen, damit der Herr sich in seiner Herrlichkeit offenbaren kann.

Ähnliche Worte hören wir vom Propheten Jesaja. Auch er ist ein Wegbereiter des Herrn. Er kündigt seinem Volk das Ende der Not an und ruft es auf, das Kommen des Herrn vorzubereiten.

Jesaja und Johannes haben beide ihren Platz in der Geschichte, ihre Botschaft aber gilt weiter. Auch wir müssten den Spitznamen Wegbereiter des Herrn bekommen, denn der Aufruf der Propheten, dem Herrn den Weg zu bereiten, gilt auch uns.

Zuerst werden wir vielleicht an die innere Vorbereitung auf Weihnachten denken. Die allgemeine Klage, dass der Advent seine Ruhe verloren hat, ist auch in diesem Jahr nicht ausgeblieben. Dabei sollten wir doch gerade die stude Zeit nützen, um der Beziehung mit Gott wieder neue Tiefe zu geben. Gute zwei Wochen sind es nur noch bis Heiligabend. Kann man da noch die Ruhe für die Einstimmung auf Weihnachten finden?

Dem Herrn den Weg zu bereiten gilt es auch in einem anderen Sinn.

Sowohl Jesaja als auch Johannes sprechen vom Wiederkommen des Herrn in Herrlichkeit. Damit meinen sie das Anbrechen der Gottesherrschaft. Gott selbst will kommen als Herrscher der Welt. Ihm sollen wir den Weg bereiten und damit beginnen sein Reich

aufzubauen. Es ist unser Auftrag Gott den Weg zubereiten, dass er ankommen kann. Jesaja ruft Täler auf sich zu heben und Berge und Hügel sich zu senken. Natürliche Hindernisse sollen verschwinden, damit Gott Raum bekommt.

Natürliche Hindernisse kennt unser Leben zur Genüge:

Mauern, wie abgrenzen und Menschen ausschließen aus unserer Kirche, aus unserer Gesellschaft – Mauern, die sichtbar sind und andere, die unser Denken bestimmen.

Enge in unserem Denken, die dem anderen vorschreibt, was er zu tun hat und ihm keinen Spielraum lässt, und uns dabei selbst die Luft zum Atmen nimmt.

Angst vor dem ungewohnten, dem Fremden, weil es uns Fragen stellt nach dem, was das unsere ist und uns selbst unsicher macht, weil wir feststellen müssen, wie dünn unser Fundament ist.

Jesaja und Johannes rufen uns auf: bereitet dem Herrn den Weg, räumt die Hindernisse weg, damit der Herr ankommen kann.

Reißt die trennenden Mauern ein, brecht die atemraubende Enge auf, vertreibt die lähmende Angst, damit der Herr selbst Platz bekommt.

Es ist ein Aufruf zu Umkehr und Umkehren heißt, etwas Gewohntes aufgeben.

Wollen wir dem Herrn den Weg bereiten, dann müssen wir alle Abgrenzungen aufgeben, weil sich Gott allen Menschen in Liebe zuwendet ohne Vorbedingung.

Wollen wir dem Herrn den Weg bereiten, dann heißt es die Enge aufgeben, weil Gott den Menschen die Freiheit gibt.

Wollen wir dem Herrn den Weg bereiten, dann heißt es, die Angst aufgeben, weil es bei Gottes keine Angst geben kann.

Bereitet dem Herrn den Weg, lasst es zu, dass er in euer Leben tritt. Lasst alle Hindernisse fallen, damit er wirklich kommen kann. Dazu rufen uns die Propheten auf. Wenn wir wirklich wollen, dass der Herr mit seiner Herrlichkeit kommt, müssen wir endlich wegräumen, was ihm im Weg.

Nicht erkannt!

Vielleicht kommt euch diese Situation bekannt vor:

Da steht man irgendwo, plötzlich kommt ein Mensch mit strahlendem Gesicht auf einen zu – man ahnt, dass man ihn kennen müsste, aber es fällt kein Name, keine Gelegenheit ein, wo man ihm schon einmal begegnet ist. Peinlich!

Eine dieser peinlichen Begebenheiten ist mir auf meiner ewigen Profess passiert. Auf mich kam eine junge Frau mit einem großen Blumenstrauß zu und gratulierte mir herzlich! Ich wusste nicht, wohin mit diesem Gesicht. Erst später stellte sich heraus, dass wir einige Zeit in der gleichen Gruppe verbracht hatten und ich nur nicht damit rechnete, sie könnte bei meiner Profess da sein. Sie hat mir dann ein Foto geschickt, damit ich das nächste Mal weiß, wer auf mich zu kommt.

Wenn ich jemanden nicht erkenne, dann kann das verschiedene Ursachen haben:

Es kann sein, dass ich den anderen wirklich noch nie gesehen und von ihm nichts gehört habe. Dann kann ich ihn nur erkennen, wenn ich mich entsprechend informiere.

Es kann sein, dass mein Bild vom anderen falsch ist. Wenn Kinder in fünf/sechs Jahren sich stark verändern, dann habe ich kaum eine Chance sie wieder zu erkennen. Vielleicht hat sich der andere auch von seinem Wesen her verändert, so dass mir sein Verhalten fremd geworden ist. Es kann auch sein, dass mir von anderen ein falsches Bild vermittelt worden ist und ich den anderen deshalb nicht erkenne. Wenn mein Bild nicht mehr stimmt, dann muss ich es ändern und der neuen Wirklichkeit anpassen. So kann ich den anderen wenigstens beim nächsten Mal erkennen.

Es kann auch sein, dass ich den anderen gar nicht erkennen will. Er ist mir vielleicht unsympathisch, ich will mit ihm nichts zu tun haben, weil ich schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht habe. Vielleicht passt er mir einfach nicht in mein Konzept. Dann wird er kaum Chancen bei mir haben.

Es gibt viele Gründe, weshalb ich einen Menschen nicht erkenne. Manche lassen sich abstellen – andere will ich gar nicht beseitigen.

Johannes der Täufer sagt: Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt, und spielt damit auf den Gottessohn an. Eine Anfrage auch an uns heute, ob wir ihn erkennen.

Es gibt Menschen, die haben von ihm einfach nichts gehört. Sie erkennen ihn nicht, weil sie sich nicht für ihn interessiert haben oder nie über ihn nachgedacht haben.

Vielleicht wird Jesus nicht erkannt, weil ein falsches Bild vom Gottessohn vermittelt wurde: Menschen sind auf der Suche nach festen Regeln und klaren Vorschriften für ihre Beziehung zu Gott und dann kommt dieser Jesus, der Freiheit verkündet und sich über alle Regeln hinweg setzt. Dieser Jesus, er niemanden ausschließt und sogar dem letzten abtrünnigen Schaf hinterherläuft, und bei alledem noch behauptet, das sein der Wille Gottes.

Vielleicht will man Jesus nicht erkennen, weil er Herrschsucht, Machtspielchen und Gängelei nicht unterstützt. Weil er anderen die Freiheit lässt und selbst nicht vor irgend einen Karren gespannt werden kann. So ein Messias passt nicht ins Konzept, weil ich einen solchen Gottessohn nicht für meine Zwecke missbrauchen kann.

Jesus wird nicht erkannt. Er passt nicht in ein Denken von Menschen, die sich klare Vorgaben wünschen und anderen gerne ein Korsett anlegen möchten.

Sehen wir uns solch ein Korsett an. Ganz klar, es gibt Stütze und Halt, wenn ein Rücken keine Kraft mehr hat. Andererseits nimmt es dem Menschen den Atem, wenn es zu eng geschnürt wird.

Jesus braucht kein Korsett, denn er steht in einer lebendigen Beziehung zu Gott. Diese Beziehung gibt ihm Halt. Aus dieser Beziehung heraus lebt er. Seine Beziehung zu Gott hat nichts beengendes. Er weiß sich von Gottes angenommen und gehalten. Darauf gibt er mit seinem Leben Antwort. Dieses Leben ist geprägt von Freiheit und Weite.

Jesus wird nicht erkannt, weil sein Leben geprägt ist von einer Beziehung, die in die Freiheit führt. Er vermittelt einen Gott, der den Menschen so sehr liebt, das er ihn machen lässt und ihn annimmt, wie er eben ist. So eine Gottesbeziehung gibt Halt, weil sich der Mensch durch Gott getragen weiß, und gibt Freiheit, weil der Mensch selbst entscheidet, wie er auf Gottes Liebe antwortet. Das ist die Freiheit der Kinder Gottes. Menschen, die wie Jesus in einer lebendigen Beziehung zu Gott stehen, strahlen wie er Freiheit aus. Sie brauchen kein Korsett aus Regeln und Vorschriften, weil sie Gott selbst als Halt gefunden haben.

So eine Gottesbeziehung lässt sich vom Menschen nicht missbrauchen, denn ich kann sie nicht dazu benützen, um dem anderen vorzuschreiben, wie er zu leben hat. Ich kann nur Vorschläge machen, für oder gegen die er sich entscheidet. Die Frage nach Richtig oder Falsch kann ich mir nicht mehr abnehmen lassen, ich muss selbst auf mein Gewissen hören und nach Antwort suchen. Wenn ich Gott in meinem Leben feiere, dann ist diese Feier geprägt von der Freiheit, die mir von Gott geschenkt ist, jede Enge wird dieser Beziehung

nicht gerecht. Wenn ich mich auf den Gott Jesu einlasse, dann bekommt mein Leben Weite und viel Luft zum Atmen.

Jesus wird in seiner Zeit nicht erkannt, weil sich mit seinem Gott keine Macht über Menschen begründen lässt. Wenn wir Jesus in unserer Zeit wirklich erkennen wollen, dann müssen wir uns fragen, ob wir auch die Freiheit wollen, die Jesus gelebt hat.

Überraschung

Wenn ich das heutige Evangelium lese, kommt mir ein Bild in den Sinn, das über meinem Schreibtisch hängt. Maria wird als Frau dargestellt, die gerade am Lesen ist. Da kommt plötzlich jemand in den Raum. Maria wirkt gestört, zuckt zurück, dreht sich fast weg.

Versetzen wir uns in diese Situation. Um uns herum – alles still. Wir sind ruhig, versunken in unsere Gedanken, nehmen unsere Umgebung kaum mehr wahr. Unser Blick geht nach innen und wir selbst kommen zur Ruhe.

Da in diese Stille kommt jemand und spricht uns an!

Kein Wunder, dass Maria erschrickt. Hinzu kommt noch, was ihr gesagt wird: Du Begnadete, der Herr sei mit dir! Ein Kind wirst du bekommen, es wird Gottes Sohn sein.

Die Reaktion Marias ist verständlich: Was kommt da auf mich zu? Wie so gerade ich? Wie soll das gehen? Ich arme einfache Frau!

Maria bekommt eine sehr knappe Antwort: Für Gott ist alles möglich!

Und sie? Maria überwindet ihre Bedenken, wohl auch ihre Angst – was wird die Verwandtschaft sagen und erst ihr Bräutigam, auf was lasse ich mich da ein, wenn ich mich auf Gott einlasse, ... - Maria sagt Ja. Dann in Gottes Namen!

Damit sagt sie Ja zu einem Geschehen, das sie weder im Augenblick noch irgendwann ganz verstehen wird. Sie geht ein Risiko ein ganz aus dem Vertrauen heraus, dass Gott es richten wird. Sie liefert sich ganz Gott aus und lässt sich von ihm in Dienst nehmen. Maria lässt zu, dass Gott selbst in der Welt ans Werk geht.

Wenn Gott in der Welt ans Werk geht, dann nimmt er dazu Menschen in Dienst. Er mutet ihnen Aufgaben zu, die für sie nicht immer zu fassen sind. Doch wer sich auf solch eine Aufgabe einlässt, darf erleben, dass sie gelingt, dass die Kraft reicht und der nötige Mut da ist. Gott lässt ihn nicht im Regen stehen, er ist mit dabei.

Wenn wir in unsere Welt schauen und dabei an die Worte Jesu denken, wenn wir sehen, was da los ist und was zu tun wäre, dann verlieren wir schnell den Mut und unsere Ohnmacht gewinnt Oberhand.

Da ist Jesus mit seiner Botschaft der Liebe? Doch wer in Liebe auf die anderen zugeht, muss befürchten, dass er ausgenützt wird.

Jesus spricht vom Frieden und von der Gerechtigkeit. Wir erleben, dass jeder nur um das eigene besorgt ist und den anderen in seiner Not nicht mal sieht.

Jesus sagt, dass Gott, unser Vater im Himmel, für uns da ist und sich um jeden Menschen kümmert. Wir müssen erleben, dass Mitmenschen gerade noch über die Runden kommen und so manch einer unschuldig auf der Straße landet.

Wenn wir mit offenen Augen durch unser Land gehen, sehen wir genug Not und Verzweiflung. Wir wissen auch, was zu tun wäre, doch es fehlt uns an Möglichkeiten und an Mut, etwas an der ganzen Misere zu ändern.

Gott sei Dank ist es nicht unsere Aufgabe, **alles** anzupacken. Das ginge wirklich über unsere Kräfte und wäre von uns nicht leistbar. Maria hat auch nicht begonnen, sich um die Kranken zu kümmern, Obdachlose in ihre Häuser aufzunehmen und als Friedensstifterin die Runde zu drehen. Aber sie war da und war wach, als sie Besuch vom Boten Gottes bekam. Sie war gefasst auf die Überraschung, dass Gott etwas von ihr wollte. Und sie war bereit, sich ins Ungewisse fallen zu lassen, weil sie darauf vertraute, dass Gott mit dabei sein wird.

In der Haltung Marias zeigt sich das, was auch für uns wichtig ist.

Wenn wir mit Gott rechnen, dann müssen wir auf Überraschungen gefasst sein. Die Begegnung mit Gott lässt sich nicht planen und auch nicht berechnen. Er tritt überraschend an uns heran, durch Menschen, die uns über den Weg laufen, durch Gedanken, Visionen, die uns nicht mehr in Ruhe lassen. Gott ist unberechenbar in der Art, wie er uns begegnet, und auch in dem, was er uns zumutet. Seine Anfrage trifft uns meist dann, wenn wir nicht damit rechnen. Dann bleibt uns nur die Möglichkeit zu Ja oder Nein.

Wenn wir uns auf Gott einlassen, dann ist das ein Risiko. Es ist ein Weg in die Unsicherheit. Wir wissen nicht, wo es hin geht und was dabei heraus kommt. Wir spüren nur, dass wir jede Sicherheit zurücklassen müssen, um wirklich frei zu werden für den Auftrag Gottes. Es gibt nur eine Sicherheit: Gott ist mit dabei. Darauf dürfen wir vertrauen.

Das heutige Evangelium lebt in einer Spannung: Das Außergewöhnliche begegnet dem Normalen: Die Geburt des Gottessohnes wird einer ganz normalen Frau verheißen. Sie fasst den Mut und wagt ein „Ja“, ganz im Vertrauen auf Gott.

Gottes Anfrage kann jeden von uns treffen – unvorhergesehen – überraschend – ich wünsche uns, dass wir dann den gleichen Mut wie Maria haben, nämlich im Vertrauen auf Gott ja zu sagen, damit er handeln kann.

Gotteswürdig

Ein Kind ist geboren! Ein kleiner Mensch – inmitten einer rauen Umgebung. Etwas Besonderes?

Viele Kinder werden geboren, die einen kommen in ein Elternhaus, wo sich alle darüber freuen, andere sind weniger willkommen. Die einen werden umsorgt – bekommen alles was sie brauchen, für andere ist gerade das Nötigste da.

Die Situation, in die ein Kind hineingeboren wird, kann es sich nicht aussuchen. Es kann nicht wählen, welche Eltern und welche Umgebung es in Empfang nehmen. Das kleine Kind kommt einfach zur Welt und ist dann da – zur Freude, zur Überraschung, zum Leid seiner Eltern.

- Kind nehmen -

Das Kind von Bethlehem, etwas Besonderes? Ja – es ist etwas Besonderes. Es hat sich die Situation ausgesucht, in die es hineingeboren wird. Gott selbst hat sich aufgemacht, um in diese Welt hineinzukommen. Es war und ist Gottes eigener Wille, Mensch zu werden. Er will in unsere Welt kommen und unser Schicksal teilen. Gott selbst wird Mensch und verbindet so Mensch und Gott. (Kind zurücklegen)

Franziskus war von diesen Gedanken so fasziniert, dass er alles mit eigenen Augen sehen wollte. Er lässt das Geschehen von Bethlehem nachspielen, verlegt es in den kleinen Ort Greccio, um dann voller Ergriffenheit von Gottes Liebe zu den Menschen zu sprechen. Für ihn gibt es nichts größeres, als zu erfahren, dass Gott selbst in die menschliche Wirklichkeit kommt. Der Mensch erfährt, wie wertvoll und wichtig er für Gott ist. Er erfährt sich ganz und gar angenommen und geliebt. Dieser Gedanke geht Franziskus durch und durch. Es lässt ihn nicht mehr los. So wird das Fest Weihnachten für Franz das größte Fest im Kirchenjahr. Weder Ostern noch Pfingsten kommen für ihn an dieses Fest heran. Ihm genügt allein Weihnachten und der Glaube, dass Gott selbst Mensch geworden ist, mit allen Konsequenzen eines menschlichen Lebens. Im Kind von Bethlehem Gott hat gezeigt, wie viel ihm der Mensch wert ist, wie sehr er ihm am Herzen liegt.

Hören wir den Propheten Jesaja: Er spricht vom Volk, das im Dunkeln lebt und ein helles Licht sieht, und davon, dass Gott endlich seinen Thron einnimmt. Das Volk Gottes erlebt lange Zeiten der Dunkelheit, im Exil, unterdrückt von anderen Völkern, oft fern der ersehnten Heimat. Wann kommt endlich jemand, der ihm beisteht, es in Schutz nimmt und heim führt?

Was sind unsere Dunkelheiten?

Wenn wir nach dem Dunkel in unserem Leben fragen, dann fallen uns schnell ein: Not, Leid, Tod, Trennung und Abschied, Streit, zerbrochene Beziehungen, Verletzungen. Vieles gibt es, was unser Leben dunkel macht. Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit sind hartnäckige Begleiter dieser Dunkelheit. Diese Dunkelheiten gehören mit zum menschlichen Leben. Jeder von uns wird mehr oder weniger lange Zeiten der Dunkelheit erfahren und erfahren haben. In dieser Dunkelheit sehen wir uns nach Licht, nach Helle. Kinder, die unsicher sind und sich nicht trauen, suchen sich einen Begleiter. Sie holen sich einen Freund an die Seite. Mit ihm bekommen sie die nötige Sicherheit, um das Fremde zu versuchen.

Mit der Geburt Jesu ist solch ein Begleiter gekommen. Gott selbst bietet sich an. Er kommt in unser Menschsein und teilt mit uns unser Leben.

Dabei nimmt er nicht irgendeinen Platz ein. Er nimmt seinen Thron ein. Gott wählt den Ort, um den sich alles dreht. Er geht mitten hinein in Leben seines Volkes und ist mittendrin in unserem Leben. Alles was zum Leben der Menschen gehört, macht er mit, nicht nur schöne Randbezirke. Damit steht er den Menschen immer an der Seite und bringt Licht gerade auch in das Dunkle.

Der Apostel Paulus bringt einen anderen Gedanken ins Spiel. Gott hat zu den Menschen gesprochen, erst durch die Propheten, jetzt durch seinen Sohn. Damit hat sich Gottes Beziehung zu den Menschen verändert. Durch die Propheten hat er die Menschen angesprochen. Sie wurden zu seinen Boten und seinem Sprachrohr zu den Menschen. In Jesus ist er selbst zum Menschen geworden. Gott steht uns Menschen nicht mehr gegenüber, sondern lebt als Mensch mitten unter uns. Durch seine Menschwerdung ist eine einzigartige Beziehung entstanden. Der Mensch wird zum Ort, wo Gott selbst Wohnung nimmt. Die uralte Trennung von Gott und Mensch wird überwunden und von Gott beseitigt. Paulus schreibt: Gott hat die Reinigung von Sünden bewirkt. Er hat das Trennende weggenommen, das zwischen ihm und den Menschen stand und dem Menschen seine Würde gezeigt.

Paulus sagt weiter: Zu wem sagt Gott: Ich will für ihn Vater sein, er wird für mich Sohn sein?

Jesus ist Gottes Sohn – damit steht er über allen Geschöpfen – Durch seine Geburt werden alle Menschen in diese Beziehung hinein genommen. Wir erhalten eine Würde, die uns über alle Geschöpfe stellt. Gott wird **Mensch** – nichts anderes – der Mensch ist seiner würdig

gemacht. Wir werden selbst zu Kindern Gottes, eine unsagbare Würde, die uns niemand nehmen kann.

Franziskus hat dieses Geheimnis verstanden und daraus gelebt. Er genießt es, Kind Gottes zu sein, weil er sich darin ganz und gar angenommen und gewürdigt erfährt. Allerdings nimmt im Kind von Bethlehem die Menschwerdung Gottes nur ihren Anfang, sie setzt sich weiter fort. In seiner 1. Ermahnung schreibt Franz: Seht doch, täglich erniedrigt er sich, wie er einst vom königlichen Thron herab in den Schoß der Jungfrau kam. Täglich kommt er selber zu uns und zeigt sich in Demut. Täglich steigt er aus dem Schoß des Vaters herab auf den Altar. Gott ist nicht nur einmal Mensch geworden. Er wird immer wieder Mensch auch heute. Er wird geboren von allen, die sein Wort hören und es leben. Er wird Mensch durch all jene, die Christi Leib empfangen im Geheimnis der Eucharistie. Hier und heute kommt Gott aufs neue in die Welt, in unsere Welt.

Das heißt, hier und heute dürfen wir glauben, dass Gott da ist. Dass er an unserem Leben Anteil nimmt und es mit uns teilt.

Hier und heute dürfen wir erfahren, dass wir Gottes würdig sind. Würdig gemacht durch Gott selbst, weil er Mensch wurde und uns als Kinder angenommen hat.

An Weihnachten feiern wir das größte Geschenk, das er uns machen konnte: Gott teilt unser Schicksal und macht so unser Leben hell. Gott hat uns seiner würdig gemacht. Wir dürfen aufrecht vor ihm stehen, dieser Würde bewusst. Gott ist Mensch geworden und wird heute aufs neue Mensch in jedem von uns.

So wünsche ich euch allen die Freude an der Menschwerdung Gottes und ein frohes gesegnetes Weihnachtsfest.

Familienleben nach Paulus

Dem heiligen Paulus wird gerne Frauenfeindlichkeit vorgeworfen. Begründet wird das meist mit der Stelle aus dem Kolosserbrief, die wir gerade gehört haben. Das was Paulus über die Familie schreibt klingt in unserer Ohren ziemlich frauenfeindlich. Und der Ärger über seine Formulierungen lässt schnell übersehen, was er wirklich über das Familienleben sagt. Ob er es wirklich verdient, so schnell abgetan zu werden?

Paulus schreibt vom Gegenseitigen Ertragen, Vergeben und von der Liebe als dem Band, das alles zusammenhält. Er wünscht, den Frieden Christi im Herzen zu tragen, und Gottes Wort in die Mitte unseres Lebens zu stellen.

Dann kommt der ärgerniserregende Satz von den Frauen, die sich den Männern unterordnen sollen und den Kindern, die den Eltern gehorchen sollen. Aber gleichzeitig sagt er den Männern, dass sie ihre Frauen zu lieben haben, und den Eltern, dass sie ihre Kinder nicht einschüchtern sollen.

Ist der Satz über die Frauen noch so hart?

Paulus schreibt Regeln für ein familiäres Zusammenleben. Er tut es verständlicher Weise aus seiner Zeit heraus, mit einem Denken, das den Vater ganz klar als Patriarchen – als Chef der Familie sieht. Frau und Kinder sind ihm zum Gehorsam verpflichtet.

ABER – Es gibt keinen Grund für die Männer, sich jetzt innerlich aufzurichten und zum meinen, endlich wird die familiäre Ordnung wieder zurecht gerückt. Patriarchalisches Denken ist der Ausgangspunkt für Paulus. Er lebt in seiner Zeit, das kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Paulus aber gibt den Männern zwei klare Anweisungen mit auf den Weg:

Bezüglich der Frauen: liebt sie, seid gegenüber ihnen nicht aufgebracht – zu deutsch: lasst nicht alles an ihnen raus, sie sind nicht Adresse eurer miesen Launen.

Bezüglich der Kinder: schüchtert sie nicht ein, damit sie nicht mutlos werden – ihr sollt ihnen Mut zum Leben geben, nicht sie ausbremsen.

Mit diesen Zusätzen hat Paulus den familiären Gehorsam auf eine wichtige Grundlage gestellt. Wenn der andere etwas von mir wollen darf, dann deshalb, weil ich weiß, dass er das Beste für mich will.

Damit benennt Paulus die Grundlage für jede Familie: die Liebe, die alles zusammenhält.

Dieser Liebe gibt der Apostel verschiedene Ausprägungen:

Da ist der Friede Christi. Sein Zeichen ist die Gelassenheit, die der andere als Geduld, Güte, Milde und Demut erfährt.

Da ist das Wort Christ, Gottes menschengewordenes Wort, das größte Zeichen der Liebe Gottes zu den Menschen, als Grundlage des Lebens.

Da ist das Lob Gottes, der gemeinsame Dank für die Zuwendung, die wir von Gott erfahren im Geschenk des Lebens, im Geschenk der Familie.

Die Liebe, die alles zusammenhält, hat ihren Ursprung in Gott. Er geht in Liebe auf die Menschen zu. Wir erfahren uns von Gott angenommen und geliebt. Auf diese göttliche Liebe antwortet der Mensch mit seiner Liebe. Auch wenn diese Antwort nie vollkommen ist, so hilft sie uns doch, uns immer wieder neu anzunehmen, über die Schwächen des anderen hinwegzusehen und eine tragfähige Grundlage für ein gemeinsames Leben zu schaffen.

Eine Zwischenfrage:

An die Ehemänner und Väter unter uns: Wann haben sie das letzte Mal zu ihrer Frau oder ihren Kindern gesagt, ich liebe dich, du bist mir wichtig, ohne dich kann ich nicht leben?

An die Ehefrauen und Mütter: Wann haben sie das letzte Mal zu ihrem Mann oder ihren Kindern gesagt, ich liebe dich, du bist mir wichtig, ohne dich kann ich nicht leben?

Und schließlich an die Kinder – erwachsen oder nicht: Wann habt ihr das letzte Mal zu eurer Mama oder eurem Papa gesagt, ich liebe dich, du bist mir wichtig, ohne dich kann ich nicht leben?

Jetzt die Frage an alle, war der letzte Streit oder Ärger davor oder danach? Steht er noch im Raum?

Die gegenseitige Liebe, das einander mögen, das Fundament jeder Familie, scheint etwas Selbstverständliches zu sein. Es ist so selbstverständlich, dass es nicht nötig ist, darüber zu reden, es einander zu sagen. Mir kommt es so vor, dass es so selbstverständlich ist und deshalb so selten gesagt wird, dass es immer öfter vergessen wird. Wenn es dann Streit oder Ärger gibt, dann bleibt die Auseinandersetzung stehen, es gibt keinen Widerspruch mehr. Die Liebe wird übersehen und verabschiedet sich.

Nochmals die Worte des Paulus: Ihr Männer liebt eure Frauen, seid gegenüber ihnen nicht aufgebracht. Es ist selbstverständlich, dass das auch anderes herum gilt. In der Familie muss die Liebe immer wieder zu Wort kommen. Die anderen haben Raum in meinem Leben. Sie brauchen das Gefühl, dass sie willkommen sind, nicht dass sie stören. Das immer wieder auszudrücken ist Lebenselixier für jede Familie. Einfache Zeichen dafür sind die Zeit, die ich für den anderen habe, das aufeinander Warten und sich wirklich Erwarten, ein ehrliches

Heimkommen – nicht nur den Schreibtisch wechseln. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Es ist eine bleibende Aufgabe, einander die gegenseitige Liebe zu zeigen.

Eine Erfahrung: Von Seiten der kirchlichen Jugendstelle in Nürnberg wurde eine Wochenendfreizeit angeboten. Am Ende, so war es abgesprochen, sollten die Eltern ihre Kinder wieder abholen. Von 20 Kids blieben 3 übrig:

Beim ersten kam ein Anruf: die Eltern hatten keine Zeit, sie mussten zum Opa fahren, um ihn zu besuchen.

Beim zweiten hatten die Eltern schlichtweg vergessen, dass ihr Kind auf sie wartete.

Beim dritten waren die Eltern nicht erreichbar.

Dazu das Wort des Paulus: Lasst die Kinder nicht mutlos werden, schüchtert sie nicht ein, zeigt ihnen dass ihr sie liebt.

Das Jahr fängt gut an

Eine Woche Weihnachten feiern, ist das nicht übertrieben?

Für viele Menschen ist mit dem 25. Dezember auch Weihnachten vorbei. Die Geschenke sind alle ausgepackt, ein Teil bereits umgetauscht. Die normale Arbeit hat mehr oder weniger wieder begonnen. Mit Silvester kommt noch ein kleiner Einschnitt. Man blickt nochmals auf das vergangene Jahr zurück, freut sich auf den freien Neujahrstag, um den durch den Jahreswechsel verlorenen Schlaf wieder hereinzuholen. Wer denkt noch daran, dass erst vor 8 Tagen Weihnachten war und wir heute den Oktavtag der Geburt des Herrn feiern.

Dabei steht gerade der heutige Tag ganz unter dem großen Thema der Weihnachtszeit: Gott wird Mensch. Ein Mensch in der Ordnung der Menschen. Mit der Beschneidung wird das Kind von Bethlehem den menschlichen Gesetzen untergeordnet und erhält seinen Namen. Nun gehört er zur menschlichen Gesellschaft – wie jeder andere auch. Können wir nun so einfach zum Alltag übergehen? War das Geschehen in Bethlehem nur ein himmlisches Spektakel, das nun vorbei ist und die Welt so gelassen hat, wie sie war?

Paulus ist da anderer Meinung. Er schreibt: Gott sendet seinen Sohn, von einer Frau geboren – dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft erlangen. – das ist bereits geschehen! Wir haben die Gotteskindschaft erlangt. Nichts anderes feiern wir gerade. Jetzt in der heiligen Messe feiern wir Versöhnung!

Schauen wir uns dieses Wort an: **Ver-söhn-ung**.

Da steckt das Wort „Sohn“ drin!

Wenn wir normalerweise von Versöhnung reden, dann denken wir dabei an die Vergebung von Schuld, an Schuldbekennnis und Verzeihung. Doch das ist alles nur Nebensache, etwas was so nebenher läuft und nichts mit der Grundbedeutung von Versöhnung zu tun hat.

Versöhnung heißt: Als Söhne angenommen sein – zu Söhnen gemacht werden. Und das von niemand geringeren als von Gott selbst. Das dürfen wir glauben, das schreibt uns Paulus: Wir sind wirklich als Kinder Gottes angenommen. Wenn in diesem Zusammenhang von Schuld die Rede ist, dann nur, weil wir uns trotz unserer Schuld als angenommen wissen dürfen.

Der Franziskanertheologe Johannes Duns Scotus – ein Zeitgenosse des Thomas von Aquin – stellt die Frage, ob es denkbar ist, dass Gott Mensch wird, auch wenn Adam nicht gesündigt hat. Er bejaht diese Frage. Gott wäre auch ohne den Sündenfall Adams Mensch geworden, allein um den Menschen zu zeigen, wie wichtig sie für ihn sind. Allein um die Menschen zu Kindern Gottes zu machen, ist Gott Mensch geworden. Das zählt!

Mit der Geburt Jesu hat sich die Beziehung zwischen Mensch und Gott grundlegend verändert. Der Mensch ist nicht mehr ein Sklave Gottes, jemand der sich ängstlich und gebückt durch die Gegend drücken muss, immer mit der Angst belastet, Gott könnte willkürlich dreinschlagen. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch hat einen anderen Charakter bekommen. Der Mensch ist nicht mehr Sklave oder Knecht Gottes sondern er ist Kind Gottes. Im Geist Jesu dürfen wir Gott unseren Vater nennen.

Wie tritt ein Sohn gegenüber seinem Vater auf? Normalerweise, gerade wenn die Söhne schon etwas älter sind, dann ist dieses Auftreten geprägt von Selbstbewusstsein, manchmal etwas frech. Angst ist unnötig, der Sohn ist sich der Zuwendung des Vaters bewusst. Er kann aufrecht gehen und weiß sich in vielem als gleichberechtigter Partner. Solch ein Verhältnis macht selbstständig und gibt Raum zum Leben. Es macht den Menschen frei. Nichts anderes sagt Paulus: Gott sandte seinen Sohn, damit er die Menschen freikaufte und wir die Sohnschaft erlangen.

Gottes Sohn/Tochter sein? Sind wir uns dieser Würde bewusst? Nehmen wir Gott wirklich ab, dass er uns als seine Kinder angenommen hat – angenommen hat, nicht erst annehmen wird?

Ich glaube, dass ich bereits von Gott als Sohn angenommen bin und in deshalb Vater nennen darf. Dieser Glaube trägt mich und er richtet mich auf. Ich nehme Gott sehr ernst als meinen Vater, deshalb darf ich aufrecht vor ihm stehen, mir meiner Gottessohnschaft bewusst. Das maße ich mir nicht an, es ist Gottes Weihnachtsgeschenk an mich.

In unseren Gottesdiensten findet dieses Selbstbewusstsein der Kinder Gottes ihren Ausdruck. Deshalb ist es üblich bei allen großen Gebeten zu stehen, allen voran dem Vater unser. Der Mensch ist wer. Er ist von Gott zu jemandem gemacht worden, nämlich zu seinem Kind.

Ich wünsche uns, dass wir uns dieser Würde immer bewusst werden.

Ich wünsche uns, dass wir unsere Angst vor Gott ablegen und die Freiheit genießen, die er uns geschenkt hat.

Ich wünsche uns, dass wir uns als seine Kinder benehmen, denen Gott nicht im Nacken sitzt, sondern denen Gott den Rücken stärkt.

Ich wünsche uns allen, dass Gottes väterliche Nähe für uns auch im eben begonnen Jahr spürbar wird.

Ich wünsche uns allen ein von Gott gesegnetes Neues Jahr.

Krippe und Evangelium

Vielleicht habt ihr euch an Weihnachten gewundert. Vor unserem Altar stand nicht nur die Krippe mit dem Kind von Bethlehem. Direkt davor liegt seit Heiligabend auch ein Evangeliar, das Buch mit den Evangelientexten. Dieses Buch blieb auch nicht einfach liegen. Es wurde von uns das eine oder andere Mal genommen, um daraus das Evangelium zu verkünden. Es wäre sicher einfacher gewesen, es gleich beim Ambo zu haben. Das Evangelienbuch liegt also nicht nur zum besondern Schmuck der Krippe da. Es liegt nicht zufällig direkt vor der Krippe, sondern soll zeigen: Krippe und Frohbotschaft gehören zusammen, sie haben miteinander zu tun.

Ein Zusammenhang wird deutlich, wenn wir uns verschiedene Weihnachtsevangelien anschauen.

Aus der Heiligen Nacht kennen wir das Lukasevangelium. Er erzählt von der Geburt eines Kindes in einem Stall zu Bethlehem. Auch wenn die äußeren Umstände ärmlich erscheinen, so ist doch der Bericht des Lukas geprägt von Wärme und Glanz. Das ganze Drumherum um die Geburt Jesu strahlt Wärme aus. Es ist eine sehr romantische Stimmung, die vom Stall von Bethlehem ausgeht. Wenn wir uns verschiedene Weihnachtskarten anschauen dann zeichnen sie die Krippe meist mit sehr warmen Farben. Die Weihnachtserzählung nach Lukas ist eine Wohltat für unsere Seele und sie spricht unser Herz an.

Eben haben wir eine andere Weihnachtserzählung gehört. Wenn wir nicht wüssten, dass es hier um Weihnachten geht, dann würden wir sie allerdings kaum mit der Krippe in Verbindung bringen. Der Evangelist Johannes hat eine andere Art, von der Menschwerdung Gottes zu sprechen. Er spricht vom Wort, das Fleisch wird und Wort, das das Leben ist. Es ist harte theologische Kost, die er uns anbietet. Romantische Stimmung kommt vielleicht noch auf, wenn er vom Licht spricht, das in die Dunkelheit kommt.

Trotz aller Unterschiede beschreiben beide Evangelisten das gleiche Geschehen. Gottes Sohn wird geboren, er kommt als Licht in unsere Welt.

Beide beschreiben den gleichen Erfolg der Geburt Jesu: er kommt nicht bei jedem an – er ist nicht bei allen willkommen und wird nicht von jedem erkannt.

Beides, das Kind in der Krippe und das Evangelium gehören zusammen, denn so kommt Gott in die Welt. Es sind unterschiedliche Bilder von der Menschwerdung Gottes und sie sprechen uns unterschiedlich an. Das Bild der Krippe verführt mit seiner Romantik ins Schwärmen. Dabei geht leicht der Blick für das Herausfordernde verloren.

Die Worte eines Johannes sind da härter. Er formuliert das Geschehen von Bethlehem anders

Am Anfang der Welt steht Gott mit seinem Wort. Durch dieses Wort entsteht alles. Es ist der Ursprung der Welt. Als es jedoch wieder als Licht in die Welt kommt, wird es nicht erkannt, es wird nicht aufgenommen. Obwohl es der Ursprung der Welt ist, wird es nicht mehr wahrgenommen. Gott selbst, der am Anfang aller Zeit und Schöpfung steht, wird von vielen vergessen und nicht mehr gesehen. In der Geburt Jesu hat er wieder auf sich aufmerksam gemacht.

Hinter diesen Gedanken steht das Denken des Johannes. Gott ist zwar die Grundlage, der Ursprung der ganzen geschaffenen Wirklichkeit. Aber fordert er den entsprechenden Respekt nicht ein. Der Mensch ist frei darin, sich für oder gegen Gott zu entscheiden. Diese Entscheidung muss der Mensch treffen und bestimmt damit sein Schicksal. Entscheidet er sich für Gott, dann nimmt er Gottes Wort an und richtet sein Leben nach dem Wort Gottes aus. Damit entscheidet er sich für das Leben mit Gott. Es ist hier nicht Gott, der richtet. Der Mensch richtet sich durch seine Entscheidung selbst. Er wählt Gott, oder er wendet sich ab. Entscheidet er sich für Gott, dann wird Gott als Licht bei ihm sein, als Weisheit in seinen Gedanken und seinem Handeln – als Hoffnung und Trost in Leid und Not. Für ihn ist Gottes Wort und damit Gott eine Wirklichkeit, die ihn begleitet.

So ein Mensch ist sich bewusst, dass er mit seinem Leben von Gott herkommt. Er sieht die ganze Welt als Eigentum Gottes. Wenn sich ein Mensch für Gott entschieden hat, weiß er um seinen Ursprung und den Ursprung der ganzen Schöpfung. Er weiß, dass Gott allein der Herr des Lebens ist. Ihm sieht er sich verantwortlich und richtet sein Handeln an ihm aus. Doch die Versuchung dieses Wissen beiseite zu schieben ist groß.

Die Berichte über die Geburt so genannten Klonbabys hat weltweites Entsetzen ausgelöst. Dieses Entsetzen hatte seine Wurzeln nicht sosehr in der Tatsache, dass der Mensch kreativ mit der Schöpfung umgeht. Wissenschaftliche Arbeit ist im Schöpfungsauftrag des Menschen grundgelegt. Vielmehr wurde, allein mit dem Versuch einen Menschen zu klonen, eine wertvolle Grenze überschritten. Der Mensch wurde zum Objekt des Menschen gemacht.

Wie ein Künstler Herr ist über seine Kunstwerke, so ist der Schöpfer Herr über sein Geschöpf. Solange Gott allein der Ursprung des Menschen ist, hat der Mensch eine unantastbare Würde, eine Würde die er von Gott, seinem Schöpfer, bekommt. Wenn es nun dem Menschen gelingt, einen Menschen zu schaffen, dann ist die Würde des Menschen nicht mehr unantastbar. Dann wird der Mensch auch in seiner Würde abhängig vom Menschen und dem Menschen verfügbar.

Wer darf mich daran hindern, mit dem zu tun, was ich will, was von mir stammt? Bin ich denn nicht Herr dessen, was ich gemacht habe?

Im Geheimnis der Menschwerdung Gottes ist der Mensch in seiner Würde bestätigt worden. Gott hat gezeigt, dass er Ursprung der Welt ist und Herr der Schöpfung. Er hat sich als Herr des Lebens gezeigt und den Wert des Menschen bestätigt. Weil sein göttliches Wort sterblicher Mensch wurde, empfängt der Mensch ewige Ehre und göttliches Leben. Diese Würde kann nur Gott geben. Wenn Gott unser Herr ist, dann respektieren wir ihn als Ursprung unserer Würde und sie bleibt für uns unantastbar.

Himmelszeichen

Wenn Schiffe sich früher auf den Weg über den Atlantik machten, dann konnten sie noch nicht auf moderne Orientierungshilfen zurückgreifen. Sie hatten nur Sonne und Sterne zur Verfügung, um den richtigen Weg zu finden. Doch nicht jeder konnte die Sterne lesen. Er musste gelernt haben, die Himmelszeichen zu deuten.

Die Weisen aus dem Morgenland waren Sterndeuter. Sie waren Menschen, die es verstanden die Zeichen des Himmels zu lesen und zu deuten. Durch die Zeichen des Himmels wurden sie nach Bethlehem geführt. Ein großer Stern war aufgegangen und hatte sie zum Kind in der Krippe gebracht. Sie haben sich auf die Zeichen des Himmels verlassen und fanden deshalb den Weg zu Gottes Sohn.

Himmelszeichen, das sind nicht nur Sonne, Mond und Sterne. Himmelszeichen sind auch Menschen, die auf Gott hinweisen – Menschen die durch ihre Art zu leben von Gott erzählen.

Wir kennen Menschen, bei denen wir spüren, dass sie von Gott getragen sind. Ihr Leben ist geprägt von Gelassenheit und Gottvertrauen. Sie strahlen etwas aus. Bei diesen Menschen wird spürbar, dass sie aus einer Mitte heraus leben. Sie haben einen ruhenden Pol in ihrem Leben. Solche Menschen haben die Fähigkeit auf andere zuzugehen. Sie können sich für andere öffnen und verbreiten eine einladende Atmosphäre. Dabei haben sie es nicht nötig, sich in selbst in den Mittelpunkt zu stellen.

Solche Menschen sind Himmelszeichen, denn sie lassen uns etwas von Gottes Gegenwart in unserer Welt erahnen. Sie weisen uns auf Gott selbst hin, der auch unser Leben trägt.

Eine ganze Reihe dieser Himmelszeichen verehren wir als Heilige. Sie alle hatten in ihrem Leben nur ein Ziel: Gott soll für uns Menschen in unserer Welt sichtbar werden.

Das deutlichste Himmelszeichen war für uns Jesus Christus. In ihm hat sich Gott selbst offenbart. Durch sein Leben hat Jesus die Menschen spüren lassen, dass Gott für sie da ist. Jesus ging auf die Menschen zu. Er hat sie gesehen in ihrer Not. Wohin er auch kam, verbreitete er eine Atmosphäre, die die Menschen ansprach und einlud. Die Menschen, denen er begegnete, erfuhren durch ihn Heil. In Jesus ist uns Gott nahe gekommen. Wir durften in ihm erleben, dass Gott uns Menschen liebt und für uns da ist.

Als Christen bekennen wir uns zu Jesus Christus. Wir haben ihn erkannt als Gottes Sohn, als einen Menschen in dem Gott selbst erfahrbar wird. Wir nehmen Jesus als ein Himmelszeichen, von dem wir wissen, dass es uns zu Gott führt. Er kann das, wenn wir uns auf ihn einlassen und wie die Weisen diesem Zeichen des Himmels folgen. Bei Jesus war Gott

die Mitte des Lebens, Gott soll auch für uns die Mitte werden, um die sich alles dreht. Jesus hat aus der Beziehung zu seinem Vater im Himmel gelebt. Auch wir sprechen Gott als Vater an und sollen aus der Beziehung zu ihm leben. Jesu Leben war geprägt von einer tiefen Verbundenheit mit Gott. Auch in uns soll das Vertrauen auf die Gegenwart Gottes immer mehr wachsen. Christsein heißt, sich am Himmelszeichen Jesus zu orientieren und sich so zu Gott selbst führen zu lassen.

Christsein heißt auch, selbst zum Himmelszeichen zu werden. Das was wir bei Jesus sehen und lernen, wird uns verändern und in eine immer tiefere Verbindung mit Gott führen. Verändern wird sich auch unsere Art zu leben. Es ist nicht möglich, sich auf Gott einzulassen, ohne dass er auf uns abfärbt. Wenn er uns nahe kommt, wenn wir seine Nähe erfahren, dann macht das etwas mit uns. Wenn wir spüren, dass wir von Gott angenommen sind, dann werden auch wir beginnen, uns auf andere hin zu öffnen und so von Gott zu erzählen. Wenn wir uns als geliebt erfahren, dann werden auch wir beginnen, in Liebe auf die anderen Menschen zuzugehen. Unser Leben wird nach und nach geprägt von der Beziehung zu Gott und wir werden selbst zu Himmelszeichen, zu Menschen, die auf Gott hinweisen.

Menschen, die aus ihrer Beziehung zu Gott leben, werden durch ihr Leben auf den Himmel hinweisen. Sie werden Menschen zum Himmel führen – Menschen, die diese Zeichen lesen und sich führen lassen.

Farbe bekennen

Wenn ich verreise, dann nehme ich dazu gerne die Bahn. Dann kommt es häufig vor, dass mich wildfremde Leute ansprechen. Es gibt irgendein Thema, das zu einem Gespräch führt. In der Regel bleibt es nicht aus, dass irgendwann die Frage nach meiner Arbeit und nach meinem Beruf gestellt wird. Dann heißt es für mich Farbe zu bekennen – nicht dass ich nicht gerne und überzeugt Franziskaner bin, aber es ist mir unangenehm, im Mittelpunkt zu stehen, gerade dann wenn ich in aller Ruhe unterwegs sein will.

Farbe zu bekennen, das bedeutet zu dem zu stehen, was ich bin und was ich tue. Es heißt auch, die entsprechenden Reaktionen anzunehmen, die unsere Stellungnahme auslöst.

Im heutigen Evangelium bekennt Johannes der Täufer Farbe. Er steht zu seiner Sendung und zu seiner Größe, wenn er den Menschen bekennt, wer er wirklich ist. Mancher würde sagen, welche Chance vergibt Johannes, wenn er sich klein macht. Hätte er mit mehr Ansehen nicht viel mehr erreichen können.

Johannes weiß, wer er ist. „Ich bin nicht der, für den ihr mich haltet. Nach mir kommt einer, der ist viel größer als ich. An den haltet euch.“ Johannes der Täufer beweist seine Größe, indem er zu dem steht, was ihn ausmacht. Als Prediger von Umkehr und Taufe hat er eine wichtige Aufgabe im Heilsplan Gottes. Er bereitet dem Herrn den Weg, indem er die Menschen einstimmt auf das Neue, das kommen wird. Das ist seine Aufgabe und die erfüllt er. Das genügt, mehr muss er nicht tun.

Auf eine andere Art und Weise bekennt Jesus Farbe. Als er sich zum Zeichen der Umkehr taufen lässt, reiht er sich ein in die Reihe der Menschen, die sich ihrer Umkehrbedürftigkeit bewusst geworden sind. Dabei stellt Jesus nicht die Frage, ob er Umkehr nötig hat oder nicht. Sein Weg ist es, das Schicksal der Menschen zu teilen. Daran macht er keine Abstriche. Er sucht sich nicht irgendeinen Sonderweg aus, sondern wählt das ganze Menschsein – damit auch das Zeichen der Umkehr, die Taufe des Johannes. Jesus bekennt Farbe, er bekennt sich zum Menschsein.

Schließlich bekennt Gott selbst Farbe. Kurz und bündig heißt es: Und eine Stimme vom Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden.

Gott bekennt sich zu seinem Sohn. Er steht zu der Beziehung, die er zu Jesus hat. Es ist sein geliebter Sohn. Zu ihm steht er in engem Kontakt und wie ein Vater wird er Jesus bei allem begleiten, was diesem widerfahren wird. Diese Vater – Sohn – Beziehung ist die Quelle, aus der Jesus leben wird.

Verstärkt wird diese Verbundenheit durch eine weitere Geste. Gott gibt Jesus seinen Geist. Damit unterscheidet sich die Taufe Jesus von der Taufe der Umkehrwilligen. In seiner Taufe drückt sich die Beziehung zwischen Gottvater und seinem Sohn aus. Es ist der Geist, der beide verbindet. In der Taufe Jesu kommt zum Ausdruck: Jesus und Gott stehen in einem besonderen Verhältnis zueinander.

Was haben wir von diesem Evangelium?

Denken wir an unsere eigene Taufe. Viele haben als kleines Kind die eigene Taufe nicht bewusst miterlebt. Die meisten von uns werden aber schon bei einer Taufe dabei gewesen sein.

Drei Elemente möchte ich herausgreifen:

Wir werden mit Wasser übergossen. Das ist einerseits ein Zeichen der Reinigung, wie sie bei Johannes dem Täufer üblich war. Das ist andererseits ein Zeichen des Lebens, das wir in der Taufe empfangen. Leben, das von Gott kommt.

In der Taufe werden wir als Kinder Gottes bezeichnet – das gilt auch bei einer Erwachsenentaufe. Kinder Gottes sind wir, weil Gott uns als seine Kinder annimmt und uns in eine besondere Beziehung hinein nimmt. Er will uns Vater sein.

In der Taufe werden wir begeistert. Wir empfangen den Geist Gottes, der uns bewusst werden lässt, dass wir zu Gott gehören. Dieser Geist soll die treibende Kraft in unserem Leben werden.

Auch in unserer Taufe bekennt Gott Farbe. Indem er uns als seine Kinder annimmt und uns seinen Geist schenkt, drückt er seine Beziehung zu uns aus. Gott möchte uns Vater sein und in einer ähnlichen Beziehung zu uns stehen, wie er sie zu Jesus hat. Gott hat an uns Gefallen gefunden, deshalb sagt er ja zu uns und sagt uns seinen Beistand zu.

In der Taufe wird der Mensch in den Raum der väterlichen Liebe Gottes hineingenommen. Aus diesem Raum können wir uns nicht entfernen. Deshalb bleibt die Taufe ein unverlierbares Geschenk, unabhängig von unserem Leben. Gott handelt. Er nimmt uns als Kinder Gottes an. Diese Zusage Gottes bleibt. Deshalb ist die Taufe unverlierbar und Wiedertaufe macht niemals Sinn. Gott zieht seine Gnade nie zurück.

In der Taufe bekennen auch wir Menschen Farbe. Wir bekennen uns zu Jesus Christus als unserem Herrn und Meister. Unsere Taufe als ähnliches Geschehen im Vergleich zu seiner Taufe macht unsere Zugehörigkeit zu Christus deutlich. Unser „Ja“ zu Christus kann allerdings verblassen und undeutlich werden. Deshalb ist es immer wieder nötig, unsere Taufe zu erneuern. Eingebetet in ein eigenes Sakrament geschieht dies in der Firmung. Wir erneuern unser Bekenntnis zu Gott und dieser bestätigt die Sendung seines Geistes.

Jedes Mal, wenn wir uns mit Weihwasser bezeichnen, erinnern wir uns an die Taufe. Im kleineren Rahmen wird die Taufferneuerung in der Osternacht gefeiert und in jedem Gottesdienst die Taufferneuerung ihren Platz haben.

Taufferneuerung ist keine neue Taufe. Sie ist eine Bekräftigung unseres Bekenntnisses zu Gott als dem Vater unseres Lebens und zu Christus unserem Herrn. Wir bekennen Farbe und bestätigen, dass wir uns als Christen, als Kinder Gottes verstehen.

Komm und sieh

Wenn in einem Betrieb ein neuer Mitarbeiter eingestellt werden soll und Kandidaten sich bewerben, kommt es oft vor, dass neben den Bewerbungsunterlagen auch nach Empfehlungen gefragt wird. Solche Empfehlungsschreiben kommen von Menschen, denen ein gewisses Urteilsvermögen zugeschrieben wird.

Ähnliches geschieht, wenn ich an einem neuen Ort bin und beispielsweise einen Arzt, einen Handwerker, eine Werkstatt suche. Meist frage ich dann Menschen, die ich kenne, ob sie mir jemanden empfehlen können. So eine Empfehlung unterstützt uns in unserer Entscheidung. Ob die Entscheidung richtig war, wird sich jedoch erst in der Praxis erweisen.

Zwei Jünger des Johannes sind neugierig. Ihr Meister hat sie an Jesus verwiesen. Johannes der Täufer hat ihnen die Empfehlung gegeben, sie sollen sich jetzt an Jesus halten. Nun gehen sie hinter diesem Jesus her und wollen wissen, was der ihnen zu bieten hat. Sie interessieren sich für ihn und wollen sehen, wo er lebt. Jesus spürt ihr Interesse und lädt sie ein: Kommt und seht. Kommt und seht! Das ist eine Einladung zum Zuschauen – keine Predigt, kein Vereins- oder Parteiprogramm, kein Thesenpapier!

Jesus speist die beiden Jünger nicht mit tollen Worten ab, sondern lädt sie ein, an seinem Leben teilzunehmen und ihn so kennen zu lernen. Nicht seine Worte sondern sein Leben soll von dem erzählen, was er den Menschen zu sagen hat. Seine Lebensweise ist der Ort der Verkündigung, durch die er Menschen anspricht und ansteckt.

Die beiden Jünger haben Jesus erlebt und lassen sich anstecken. Einer ist sogar so sehr von Jesus überzeugt, dass er zu werben beginnt. Das was er erlebt hat, bewegt ihn so sehr, dass es ihn dazu drängt, andere anzusprechen und in sein Leben hinein zu nehmen. Er teilt mit, was ihn beschäftigt und drängt. Seine Begeisterung tritt nach außen und reißt andere mit.

Heute befällt uns oft das Gefühl, dass Kirche unserer Zeit nichts mehr zu sagen hat. Sie hat ihre Bedeutung in unserer Gesellschaft verloren. Oftmals wird sie belächelt und für viele ist sie nicht mehr relevant. Die Begeisterung für die Kirche Jesu Christi hält sich in Grenzen.

Ein Grund für diese Ablehnung liegt darin, dass Kirche sehr hohe Ideale verkündet: z. B. Barmherzigkeit und Liebe, Gerechtigkeit und Frieden – mit diesen hohen Werten aber die Erfahrung von Kirche nicht zusammen geht. Kirche wird erlebt als unbarmherzig, kriegerisch, lieblos, Ihr wird vorgeworfen, dass sie das nicht lebe, was sie verkünde.

Immer wieder wird ihr die Geschichte der Kreuzzüge und der Hexenverfolgung vorgehalten, auch wenn seitdem Jahrhunderte vergangen sind. Es hat lange gedauert, bis sich kirchliche Würdeträger aufgerafft haben, sich für Vergehen in der Geschichte zu entschuldigen.

Kirche wird auch heute als hart erlebt. Sehen wir beispielsweise die Situation Konfessionsverschiedener Paare, die erst nach und nach akzeptiert werden. Auch die Stellung wiederverheirateter Geschiedener in unserer Kirche befriedigt nicht.

Solche und ähnliche Fragen beschäftigen Menschen, wenn sie die Kirche sehen. Manch einer wendet sich traurig ab, weil er das Gefühl hat, dass er in der Kirche keinen Platz findet.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Es geht nicht darum, dass Kirche ihre Ideale aufgibt, sondern es geht darum, dass sie Ideale nicht nur einfordert sondern durch eine entsprechende Praxis überzeugt. Wenn Barmherzigkeit verkündet wird, dann soll sie auch erfahrbar sein, gerade für die, die sich einmal falsch entschieden haben. Und was bedeutet das Wort Liebe, wenn viele Ablehnung erfahren müssen, die in ihrem Leben gescheitert sind?

Ich muss darauf hinweisen, dass es viele Menschen auf allen Ebenen der Kirche gibt, die Barmherzigkeit und Liebe verwirklichen. Ich habe auch nichts gegen die Kirche, ich liebe sie, aber ich leide auch darunter, wenn ihre Botschaft nicht erlebbar ist.

Die Einladung Jesu, Kommt und seht; muss uns fragen lassen: Ist Gottes Barmherzigkeit und Liebe in unserem Leben als Kirche und als Christen spürbar?

Wenn es um die Verwirklichung der Botschaft Jesu geht, dann sind alle Bereiche unserer Kirche gefragt. Es geht uns alle an, eine Gemeinschaft aufzubauen, die andere einlädt und anspricht. Unser Bekenntnis zu Jesus Christus und seiner Kirche endet nicht mit den Worten des Glaubensbekenntnisses, sondern betrifft unser ganz normales alltägliches Leben. Indem wir als Christen Barmherzigkeit und Liebe gegenüber Fremden, Andersdenkenden und Ungewohntem leben, wird unser Glaube einladend und ansprechend. Ein „wenn ich ..., dann musst auch du ...; oder wenn nicht auch du, dann ...,“ ist hier fehl am Platz.

Wir verstehen uns als Kirche Jesu Christi, deshalb muss für uns die Einladung an andere lauten: Kommt und seht! Wenn sie dann kommen, müssen sie sehen können, dass wir an Jesus Christus glauben. Das heißt für uns, unser Glaube muss bei uns spürbar sein. Jeder von uns hat die Aufgabe, auf seine Weise die Botschaft der Liebe wahr zu machen.

Ob als Franziskaner, ob als Arzt oder als Landwirt – es ist egal welche Rolle wir in Gesellschaft und Kirche spielen – durch unser Leben soll die Botschaft Jesu deutlich werden, die Liebe Gottes zu allen Menschen. Egal ob zu Hause oder in der Öffentlichkeit – wir sollen erfahrbar machen, dass die zentrale Botschaft unseres Glaubens Gottes Barmherzigkeit und Liebe ist – schließlich sind wir die Kirche.

Das Jahr 2003 ist das Jahr der Bibel. Die Grundlage unseres Glaubens wird in das Denken der Öffentlichkeit gerückt. Es kann aber nicht alles sein, über die Bibel zu reden. Sie muss Teil unseres Lebens als Christen sein.

Auch hier gilt das Sprichwort: Papier ist geduldig! Papiere sind leicht beiseite gelegt. Wenn allerdings hinter den Worten eines Papiers überzeugendes Leben steht, dann kann auch das Papier nicht mehr abgetan werden.

Es ist allen klar, dass es keine vollkommenen Christen gibt – genauso wenig wie vollkommene Menschen. Aber ernsthaftes Bemühen und ehrliches Ausschöpfen unserer Möglichkeiten wird unser Leben und unseren Glauben überzeugend machen. Dann können wir anderen sagen: Kommt und seht! Sie werden kommen und sehen und verändert weiterleben.

Die Bibel

Ein Buch ist seit ein paar Jahren der Renner. Es ist in aller Munde und in unzählige Sprachen übersetzt worden. Man hat es mit großem Aufwand verfilmt. Der erste Teil lief vor einem Jahr, der zweite Teil jetzt vor Weihnachten in den Kinos an: Das Buch heißt Herr der Ringe!

Viele Menschen sind von diesem Buch begeistert, das es seit ungefähr 50 Jahre gibt. Die Geschichte eines kleinen Hobbits, der die Welt retten muss rührt viele Menschen an und fesselt sie. Inzwischen gibt es neben Buch und Film auch Spiele und viele andere Dinge, die mit dieser großen Erzählung zusammenhängen.

Doch dieses Buch steht nur auf dem zweiten Platz der am häufigsten übersetzten und verkauft oder verschenkten Bücher. Spitzenreiter ist ein anderes Buch – das Buch der Bücher, die Bibel. Unter dem Titel suchen und finden wird dieses Buch in die Öffentlichkeit gerückt. 2003 ist das Jahr der Bibel. Mit verschiedenen Aktionen soll das Interesse an der Heiligen Schrift geweckt und erneuert werden. So gibt es ein Bibellesen Tag und Nacht – 6 Tage braucht man um die gesamte Bibel durchzulesen – es entstehen Ausstellungen mit verschiedenen Ausgaben der Bibel, ein Bibelmobil zieht seine Kreise durch unsere Republik.

Was macht die Beschäftigung mit der heiligen Schrift so interessant?

Wer schon einmal versucht hat, die Bibel am Stück durchzulesen oder immer wieder mal darin blättert, wird entdecken, dass er für jeden Geschmack entsprechende Erzählungen, Berichte, Weisungen, Lebensweisheiten entdeckt.

Es gibt ein großes Gebetbuch – die Psalmen. Die Bücher der Chronik und der Könige berichteten auf historische Weise von der Geschichte Israels in seiner politischen und kriegerischen Entwicklung. Wir finden Krimis und Mythologisches. Ein Gesetzeswerk ist ebenso enthalten wie ein entsprechender Kommentar. Mit dem Hohelied finden wir ein Liebeslied und bei Jesus Sirach Tischsitten. Prophetie können wir bei den Propheten nachlesen und sogar einen Zukunftsroman finden wir mit der geheimen Offenbarung. Für jeden Geschmack ist etwas dabei. Wer sucht, der findet.

Ich habe schon gesagt, dass sich in der Heiligen Schrift Liebesgeschichten finden. Eigentlich ist die gesamte Bibel eine Liebesgeschichte. Es wird die Geschichte der Liebe Gottes zu den Menschen erzählt. Diese Geschichte beginnt bereits mit dem Ursprung der Welt. In der Heiligen Schrift lesen wir, dass Gott die gesamte Welt erschafft und sie dem Menschen zur Wohnung gibt. Auch wenn sich aus naturwissenschaftlicher Sicht die beiden Schöpfungsberichte der Bibel nicht halten lassen, so bleiben doch ihre Grundaussagen: Alles hat seinen Ursprung in Gott –

wie auch immer – und von ihm her eine innere Ordnung und der Mensch ist als Herr der Schöpfung in diese hineingestellt und mit Verantwortung ausgestattet worden. Gott hat sich ein Gegenüber geschaffen, kein Spielzeug sondern ein Geschöpf, das frei ist in seinen Entscheidungen und sich als Abbild Gottes verstehen darf. Mit dem Menschen hat Gott einen Empfänger seiner Liebe, jemanden dem er Freund sein kann geschaffen.

Diese Liebesgeschichte setzt sich durch die Bücher des alten Testaments hindurch fort. Hier tritt Gott als der JHWH auf, der ich bin da. Die Menschen sollen erfahren, dass Gott immer für sie da ist, auch wenn sie sich von Gott abwenden. Manchmal habe ich den Eindruck, als wäre das gesamte alte Testament eine große Werbesendung, in der Gott durch viele Menschen – besonders durch die Propheten – für seinen Bund und seine Liebe zu den Menschen wirbt und um ihre Liebe bittet.

Höhepunkt der großen Liebesgeschichte ist das neue Testament. Es berichtet davon, wie Gott selbst Mensch wird. In Jesus verändert sich die Beziehung zwischen Gott und Mensch grundlegend. Gott und Menschsein werden untrennbar miteinander verbunden. Es zeigt sich, dass beides zusammengehört und nicht auseinander diskutiert werden kann. Der Mensch hat den Urgrund seines Lebens kennen gelernt. Gott hat sich in Jesus Christus der ganzen Welt offenbart.

Mit der Offenbarung des Johannes schließlich wird das Ende der großen Liebesgeschichte geschrieben. Hier geht es nicht um Trennung sondern um das endgültige Zusammenfinden von Gott und Mensch. Die Welt wird vollendet in die Herrlichkeit Gottes.

Warum tut Gott das alles? Die zentrale Antwort der Bibel heißt: Weil Gott die Menschen liebt.

Die Heilige Schrift, ein Buch für jeden Geschmack, eine große Liebesgeschichte und das Buch des Lebens!

Die Heilige Schrift könnte auch die Überschrift tragen: Gesammelte Erfahrungen Gottes.

In ihrer Vielfalt wird sie durch einen großes Thema zusammengehalten: Menschen begegnen und erfahren Gott. Es ist eine große Sammlung von Antworten auf die Frage: Wie erlebe ich, der Mensch, diesen großen allmächtigen Gott?

Ein Querschnitt durch die Antworten:

Die Schöpfungsberichte sagen: Von Gott stammt alles Leben.

Abraham erlebt: Gott lässt mich ins Ungewisse aufbrechen und führt mich dabei.

Jakob kann mit Gott streiten.

Jona erfährt: Ich kann Gott nicht davon laufen.

Tobias spürt: Gott geht meinen Weg durch die Fremde mit.

Hiob entdeckt: Gott ist auch dann da, wenn ich ihn nicht mehr sehen und ihn nicht mehr glauben kann.

Johannes der Täufer verkündet: Gott schenkt Versöhnung und Umkehr.

Jesus erzählt vom Vater im Himmel.

Die Johannesbriefe schreiben: Gott ist die Liebe.

Paulus weiß: Gott wendet sich allen Völkern zu.

Die Offenbarung kündigt an: Die Welt vollendet sich in Gott.

In der Heiligen Schrift finden wir eine Vielzahl von Gotteserfahrungen. Ihre Berichte wollen uns auf die Suche bringen nach dem Gott, der in unserem Leben da ist. Eigentlich können auch wir das eine oder andere Kapitel zur Heiligen Schrift beisteuern.

Das Jahr der Bibel will uns Geschmack finden lassen an den Texten der Heiligen Schrift. Ich kann euch nur ermutigen, einen Blick hineinzuworfen und darin zu lesen. Die Bibel ist reich, es ist für jeden etwas dabei. Wir müssen nur suchen, dann werden wir auch finden.

Tag des geweihten Lebens

Die meisten von uns kennen das Kirchenlied: Ich bin getauft und Gott geweiht. Es wird gerne dann gesungen, wenn wir uns an unsere Taufe erinnern. Dann denken wir daran, dass wir in der Taufe von Gott als Kinder angenommen wurden und in einer besonderen Beziehung zu ihm stehen. Getauft und Gott geweiht, Aussagen die hier für alle Christen gemacht werden.

Wenn wir heute den Tag des Gott geweihten Lebens begehen, dann dürfen wir nicht übersehen, dass alle Christen Gott geweiht sind. Gott geweiht, das heißt, dass Gott in unserem Leben die erste Geige spielt. Es ist unser aller Aufgabe, unser Leben an Gott und seinem Wort auszurichten, damit er durch uns in der Welt wirken kann – jeweils entsprechend unserer Lebenssituation.

Ein Bekannter von mir, ein Moraltheologe und Psychotherapeut, sagt:

Jeder Mensch muss die Lebensform für sich wählen, in der Gott durch ihn am besten Mensch werden kann. (wiederholen)

Hinter dieser Aussage steht die Forderung nach einer Entscheidung, die jeder Christ im Laufe seines Lebens zu treffen hat. Es ist nicht eine Entscheidung für oder gegen Gott, sondern es ist die Entscheidung für die Lebensweise, in der Gott Mensch werden soll. Jeder Getaufte hat den Auftrag, Gott Mensch werden zu lassen. Das gilt unabhängig vom Beruf, das gilt ob er Familie hat oder nicht. Gott soll durch ihn Mensch werden, ob als Arzt, als Landwirt oder als Busfahrer – ob als Ehepartner, ob als Single oder Ordensmann.

Jeder Mensch muss für sich entscheiden, welches der beste Weg, die beste Form für sein Leben ist, damit Gott durch ihn in der Welt erfahrbar wird.

Wenn heute am Tag des geweihten Lebens die Ordensleute besonders in unseren Blick gerückt werden, dann nicht, um sie als eine bessere Form des Christseins zu betonen, sondern nur um auf diese Möglichkeit der Lebensgestaltung hin zuweisen.

Allen Ordenschristen gemeinsam sind ihre Versprechen, die Gelübde. In ihnen drückt sich aus, dass Gott im Leben dieser Menschen an erster Stelle steht. Auch

wenn die Gelübde mit Verzicht verbunden sind, so sind sie nicht um des Verzichtes willens da. Ihr Ziel ist es, den Menschen frei zu machen dafür, dass Gott ihn nützen kann. Menschen sollen in ihren Entscheidungen unabhängig sein, damit Gott über sie verfügen kann.

Gelübde sind Entscheidungen für die Freiheit für Gott und nicht gegen etwas.

So ist Armut nicht Entscheidung gegen jede Form von Haben, sondern eine Entscheidung für die Beweglichkeit in meinem Handeln, die nicht eingeschränkt wird durch Verpflichtungen, bedingt durch Besitz, Privilegien, Ansehen oder die Meinung anderer. Unabhängig von Materiellem soll der Mensch frei sein für den Weg, den Gott ihn führt.

Gehorsam bedeutet sich ohne Angst einlassen auf das, was Gott von mir will. Im Hören auf sein Wort gestaltet der Mensch sein Leben ohne ständig auf seine eigenen Wünsche zu schauen.

Ehelosigkeit hat nichts mit Beziehungslosigkeit zu tun, sondern ist geprägt von der Unabhängigkeit von anderen Menschen. Die Freiheit von festen Bindungen gibt Gott freie Hand über mich.

Allein dass es diese Gelübde gibt, ist bereits ein Zeichen dafür, dass der Mensch auf Gott verwiesen ist. Wer diese Gelübde für sich als Lebensform wählt, muss Gott auch entsprechend ans Werk gehen lassen. Nur dann haben diese Versprechen einen Sinn. Grundlage eines solchen Lebens ist eine persönliche Beziehung zu Gott. Nur wenn er in meinem Leben einen festen Platz hat und ich mit ihm in lebendiger Verbindung stehe, kann ein Leben nach den Gelübden gelingen.

Im Mittelalter gab es die Strömung, die Lebensform der Ordensleute über das Leben der anderen hinauszuhoben. Menschen im Kloster wurden auf einer höheren Stufe auf dem Weg zu Gott gesehen. Dieses Denken stellt eine Fehlentwicklung dar. Als Ordensleute sind wir Gott nicht näher als andere Menschen. Gott ist allen Menschen gleich nahe. Auch wenn unsere Lebensform bereits auf Gott verweist, so ist unser Weg zu Gott ähnlich kurz oder lang wie

der jedes anderen Menschen. Manchmal erscheint es mir, als wäre dieser Weg sogar tückischer. Für Ordensleute besteht eher die Gefahr, dass sie sich als etwas Besonderes hervor tun. Je mehr sie das tun, desto weiter entfernen sie sich von Gott. Hier hilft der Blick auf Jesus: Er ist Mensch unter Menschen, nicht Übermensch geworden, deshalb ist er wirklich Gottes Sohn. So sind auch Ordensleute Menschen unter Menschen, auch wenn bereits ihr Äußeres auf Gott hinweist, und versuchen auf ihre Art Gott Mensch werden zu lassen.

Verkehrte Welt

Texte Mk 2,18-22

Stadtregierungen sind gestürzt, in den Rathäusern regieren die Narren. Jeder ist und macht, was er will. Endlich dürfen der Bettler König und der Polizist ein Räuber sein. Aus Kapitänen werden Piraten und aus Muggeln (Menschen ohne Zauberkräfte – Harry Potter) werden große Hexen und Zauberer. Die Faschingszeit ist Zeit einer verkehrten Welt. Es ist die Zeit, in der unliebsame Regeln einfach über den Haufen geworfen werden und ganz neue oder überhaupt keine Regeln mehr gelten. Die Menschen machen, wonach ihnen ist und was ihrer inneren Stimmung entspricht.

Verkehrte Welt, gelten keine Regeln mehr?

Die Jünger der Pharisäer und des Johannes trauen ihren Augen nicht. Sie sind es gewohnt, zu festgelegten Zeiten zu fasten. So schreibt es das Gesetz vor. Da kommen Jesus und seine Jünger und was tun die? Sie lassen sich's gut gehen. Von Fasten keine Spur. Das ist ärgerlich, besonders wenn man selbst an den Gesetzen festhält. Also fragen sie bei diesem Jesus nach. Wenn er wirklich ein Meister sein soll, dann müsste er die bestehenden Gesetze ja kennen. Jesus kennt die Gesetze, doch die Frager müssen sich von Jesus etwas anhören. Er erklärt ihnen: Ihr dürft gerne Fasten, meine Jünger allerdings nicht. Es geht nicht darum, etwas zu tun, weil es üblich ist. Es ist zu fragen, was Sinn macht. Für meine Jünger gibt es keinen Grund zu Fasten, weil sie einen Grund zur Freude haben. Solange der Menschensohn bei ihnen ist, trifft für sie Feiern, nicht Fasten. Fasten werden sie, wenn sie einen Grund dazu haben. Dann begründet Jesus seine Aussage mit allgemein bekannten Erfahrungen. Neuer Wein in alten Schläuchen und neuer Stoff auf alten Kleidern machen keinen Sinn.

Doch, was hat das mit Fasten zu tun?

Die heutige Evangeliumsstelle wird gerne mit der Überschrift versehen: über das Fasten. Diese Überschrift trifft jedoch nicht die Aussage Jesu. Vielmehr erläutert er, wie er zu Bräuchen und Gesetzen steht. Er stellt in Frage, dass vieles übernommen wird, ohne nach dessen Sinn zu fragen. Überlieferte Formen müssen darauf hin geprüft werden, ob sie noch passen. Die Frage lautet: Drücken bekannte Formen und Sprache aus, was unserem Denken und Empfinden entspricht? Stimmt unsere Art zu Feiern mit dem überein, was wir glauben?

Verkehrte Welt! Bleibt denn nichts mehr, wie es ist?

Wir sind es gewohnt: Wenn das Heiliglied verklungen ist, dann sinken wir in die Knie. – Doch plötzlich bleiben da welche stehen. Wo bleibt da die Ehrfurcht vor Gott? Gilt das, was war, denn nichts mehr? Kurz vorweg – es geht nicht darum zu sagen, was richtiger ist, stehen oder knien, beides ist kann richtig sein – es geht darum zu fragen, was zu mir passt. Warum aber die Frage?

Liturgie ist der Ort, wo wir feiern, dass Gott und Mensch sich berühren. Es wird die Beziehung von Gott zu den Menschen sichtbar. Die Formen unserer Liturgie sollen diese Beziehung widerspiegeln. Wie sieht diese Beziehung aus?

Ich kann Gott sehen als gewaltigen Herrscher, der mir Angst macht. Vor so einem Gott muss ich auf die Knie fallen und hoffen, dass er mir gnädig ist. Dieses Denken war lange Zeit bestimmend für den Glauben der Menschen. Solches Denken lebt von Vorschriften und Gesetzen, die den Menschen erklären, wie sie einen gnädigen Gott bekommen. Leben und Gottesdienst sind von diesem Denken bestimmt. Solch ein Mensch geht vor seinem Gott in die Knie, ähnlich einem Knecht, der sich seinem Herrn ausgeliefert weiß.

Wenn sich mein Denken jedoch verändert und Gott zum guten Vater wird, dann wird sich auch meine Haltung vor ihm ändern. Jesus verkündet Gott als einen Vater, der den Menschen aufrichtet. Der Mensch braucht keine Angst mehr zu haben. Es gibt keinen Grund mehr, sich vor Gott klein zumachen. Gottes Größe erweist sich darin, dass er den Menschen als Freund und Kind annimmt. Der Mensch ist wer vor Gott. Er ist von Gott würdig gemacht. Dessen darf er sich bewusst sein.

Solches Selbstbewusstsein richtet den Menschen auf. Seine Haltung vor Gott ist nicht mehr das Knien. Er weiß sich von Gott ernst genommen. Solch ein Mensch steht aufrecht vor Gott. Gott begegnet ihm auf Augenhöhe. Für Menschen, denen Gott so begegnet, ist das Stehen die richtige Haltung im Gottesdienst.

Wenn heute die Liturgiewissenschaft das Stehen als grundsätzliche Haltung in Gottesdiensten vorschlägt, trägt sie dieser Gottesbeziehung Rechnung. Dabei greift sie auf eine uralte Tradition zurück. Die ersten Christen kannten in ihren Gottesdiensten nur das Stehen und Sitzen. Im Sitzen hörten sie die Briefe der Apostel und dachten darüber nach. Im Stehen trugen sie ihre Gebete Gott vor und empfingen seinen Segen. Durch ihr Stehen erwiesen sie Gott die Ehre, das Knien war für sie Kaiserkult und damit Gotteslästerung.

Verkehrte Welt, ohne bleibende Regeln?

Der Mensch ändert sich. Er verändert seine Sprache und sein Denken. Leben entwickelt sich. Das gilt auch für das Verständnis der Beziehung zu Gott. Allein unsere persönliche Geschichte kennt eine Veränderung, wie wir Gott sehen und erleben. Mit der Veränderung unserer Gottesbeziehung verändert sich auch unser Glaube. Doch wenn wir Gottesdienst feiern, dann werden unsere Formen vielfach durch das geprägt, was üblich und gewohnt ist.

Drücken sie aber wirklich noch aus, was wir glauben? Hätte Jesus nur getan, was üblich ist, dann hätten auch seine Jünger gefastet. Er hat aber sein Verhalten und das Verhalten seiner Jünger losgelöst von starren Regeln. Damit hat er nicht gesagt, dass die alten Regeln falsch sind. Er hat nur nachgefragt, ob sie in die Lebenssituationen seiner Jünger passen. So hat er Verhältnisse zu Recht gerückt. Die Formen müssen zu den Menschen passen, nicht der Mensch in die Form. Wenn der Mensch genötigt wird, eine Form zu füllen, die nicht passt, dann geht es wie mit jungem Wein in alten Schläuchen. Die Schläuche zerreißen.

Für den Gottesdienst heißt das, er wird zur leeren Form, zur lästigen Pflicht und hat nichts mehr mit den Menschen zu tun. Für uns heißt das, zu suchen, welche Formen, Regeln, Gesetze unserem Denken und Glauben entsprechen? Habe ich dann meine Form gefunden, dann drückt sie aus, was ich glaube. Wenn Gottesdienst meinen Glauben ausdrückt, dann wird er zur Feier werden, in dem ich mit Leib und Seele dabei bin. Ich werde die Berührung spüren, die mich mit Gott verbindet.

Verkehrte Welt, wenn ich im Gottesdienst plötzlich Freude habe? Das ist keine verkehrte Welt. Es ist leben im Sinne Jesu, der den Menschen über jede Regel und Vorschrift setzt. Der ganze Mensch soll feiern, damit gibt er Gott die Ehre, egal ob er steht oder kniet. Amen.

Aschermittwoch

Fastenzeit – damit verbinden viele eine Zeit, in der man mit Essen kürzer tritt, um die überflüssigen Pfunde des Winters loszuwerden. Wem dieses Abnehmen gelingt, der wird sich körperlich besser fühlen.

Ein kleiner Denkanstoß verbindet sich mit diesem Abnehmen für die geistliche Dimension der Fastenzeit. Fastenzeit, die Zeit sich zurückzunehmen und auf das wesentliche zu beschränken. Die Zeit, in der ich neu kennen lerne, was für mein Leben wichtig ist. Es ist der Raum, mein Leben anzusehen und ehrlich zu überdenken, um schließlich eine Ausrichtung auf das Wesentliche einzuschlagen.

Fastenzeit oder österliche Bußzeit ist eine Zeit der Besinnung auf das Wesentliche und damit verbunden eine Zeit der Umkehr, der neuen Hinwendung zu Gott.

Das Evangelium nennt drei Dimensionen dieser Hinwendung zu Gott:

Almosen geben, Beten und Fasten. Diese drei Bereiche entsprechen den Beziehungen, in denen der Mensch lebt.

Das Almosen geben richtet den Augenmerk auf die Beziehung zu den Anderen. Wie sehen meine Beziehungen zu meiner Umgebung aus? Was prägt sie? Ist sie getragen durch die Liebe, die ich selbst von Gott erfahre? Bin ich mir der Verantwortung für meinen Nächsten bewusst? Wie gestalte ich die Beziehung zu meiner Umwelt – zu Menschen und Natur?

Das Beten drückt meine Beziehung zu Gott aus. Welche Rolle spielt er für mein Leben? Bedeutet er für mich Ursprung und Grundlage meiner Existenz? Kann ich glauben, dass er mich liebt? Wer ist Gott für mich und wie kommt er in meinem Leben vor? Welchen Platz biete ich ihm an?

Das Fasten weist mich auf die Sorge für mich selber hin. Entschlacken bedeutet Überflüssiges loszuwerden. Das gilt für meine Seele genauso wie es für meinen Leib gilt. Welchen Lebensstil pflege ich? Bin ich auch mit wenigem zufrieden? Kann ich mich selbst annehmen und lieben? Bin ich mit mir zufrieden?

Österliche Bußzeit – eine Zeit, in der ich mich mit mir auseinander setze. Das Evangelium weist darauf hin, dass es bei all diesem Tun nicht darum geht, in der Öffentlichkeit gut dazustehen. Es geht um meine persönliche Geschichte mit Gott. Es geht um mich.

Wüstentage

Im Leben einer geistlichen Gemeinschaft gibt es die Praxis des Wüstentages. Wüstentag ist ein Tag, an dem ich am Morgen das Haus verlasse, nur etwas zum Trinken dabei, um den ganzen Tag in der Einsamkeit zu verbringen. Erst ab Abend komme ich in die Gemeinschaft zurück.

Eine Spielerei?

Nein – so ein Wüstentag hat zum Ziel, immer wieder den Raum zu schaffen, in dem der Mensch zur Ruhe kommen und auf sich selber schauen kann. Die Wüste ist ein Vorbild für solch einen Raum.

Jesus zieht sich zurück in die Wüste. Dabei wählt er einen üblichen Weg. Von den Propheten des Alten Testaments ist uns bekannt, dass sie sich immer wieder in die Wüste zurückzogen, um dort Kontakt mit Gott aufzunehmen. In der Wüste wohnt Gott, hieß es. Dort wurde der Mensch frei, Gott zu begegnen. Die Wüstenväter, geistliche Männer in den ersten christlichen Jahrhunderten, wählten die Wüste als Lebensprogramm. Sie wohnten dort, weil sie sich dort ganz in der Gegenwart Gottes wussten. Einer der bekanntesten ist sicher der Altvater Antonius.

Was macht die Wüste aus?

Der Mensch ist den Elementen und der Natur ausgeliefert. Die Umgebung gibt die Regeln vor, an die sich der Mensch zu halten hat. Wer es versäumt, sich darauf einzustellen, den wird die Wüste nicht mehr loslassen.

Wüste steht für Einsamkeit. Der Mensch in der Wüste ist mit sich allein. Er muss sich selbst aushalten und hat keine Möglichkeit mehr, sich durch andere Menschen oder andere Dinge abzulenken. In der Wüste ist der Mensch mit sich allein, das heißt es gibt nur noch ihn – und Gott.

Im Ausgeliefert-sein an die Umgebung und in der Auseinandersetzung mit sich öffnet sich der Mensch auf Gott hin, indem er an die Grundlage seines Lebens geführt wird. Hier begegnet er Gott selbst, dem Ursprung des Lebens. Schritt für Schritt fällt alles ab, was dieser Begegnung entgegensteht, bis der Mensch schließlich vor Gott steht und hier den Sinn des Lebens entdecken kann.

Bevor Jesus sich in die Öffentlichkeit begibt, geht er in die Wüste. Das heißt er nimmt sich eine Zeit, um über sich und seine Aufgabe nachzudenken. Es ist eine Zeit der Auseinandersetzung mit Sinn und Ziel seines Lebens. Jesus erfährt sich seiner Umgebung ausgeliefert und ringt in der Versuchung um die Grundwerte seines Lebens. Schließlich macht sich Jesus auf zu den Menschen. In der Einsamkeit der Wüste hat er zu seinem Auftrag gefunden und den Mut

bekommen, diesen Auftrag auszuführen. Nun tritt er unter den Menschen auf und kündigt das nahe Reich Gottes an. Es ist Zeit für die Menschen, umzukehren, an das Evangelium zu glauben, und sich so auf den Weg Gottes zu machen. Mit diesen kurzen Worten hat Jesus die Rahmenbedingungen eines Lebens im Sinne Gottes abgesteckt: Hinwendung zu Gott und Glaube an die Frohe Botschaft Gottes.

Umkehr, Hinwendung zu Gott, verlangt vom Menschen, dass er in die Wüste geht.

Wie sich Jesus aus dem Alltag zurückzieht, sich Zeit nimmt für sich selbst, so steht am Anfang jeder Umkehr eine Zeit der Besinnung. Der Mensch zieht sich zurück, blickt auf sich, auf sein Leben, nimmt es unter die Lupe und sieht sich ehrlich an. Er stellt sich die Fragen: Wer bin ich? Was macht mein Leben aus? Am Beginn der Umkehr steht die Bestandsaufnahme, die Frage nach dem, was ist. Dazu brauche ich Ruhe, einen Raum für mich, der frei ist von den Stimmen meiner Umgebung. Nur so kann ich auf mich schauen und auf die Stimme hören, die aus meinem inneren spricht.

Zu dieser Standortbestimmung kommt dann der Blick auf das, was sein soll. Welche Idee habe ich vom Leben und stehe ich damit auf der Grundlage des Evangeliums, des Wortes Gottes? Vielleicht ist ja alles in Ordnung, dann kann ich sagen – weiter wie bisher. Vielleicht muss ich aber feststellen, dass ich mich verrannt habe. Dann trifft Neuorientierung.

Jesus hat in der Wüste den Weg für sein Leben gefunden, er hat die Versuchungen Macht und Einfluss abgelehnt und den Mut für Gottes Weg gefunden. Damit konnte er sich aufmachen, den Menschen die Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden – in Wort und Tat.

Wenn wir Gottes Idee – sein Evangelium entdecken, dann fragen wir uns, passt das in unsere Zeit – in eine Zeit von Herrschaft und Macht? Wie soll das in unserer Zeit gehen?

Zur Erfahrung der Wüste gehört auch die Hilflosigkeit. Wer in der Wüste ist, hat keine Macht über seine Umgebung und muss erleben, dass es trotzdem geht. Besonders in der Hilflosigkeit kann der Mensch spüren, dass es geht, auch wenn er nichts mehr in der Hand hat. Hier hat Gott die Möglichkeit, sich als der zu zeigen, der hilft. Diese Erfahrung macht Mut. Wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott uns trägt. Wir dürfen vertrauen, dass er mit dabei ist, wenn wir die Botschaft von seinem Reich in Wort und Tat verkünden.

Handelshaus?

Das heutige Evangelium löst in mir folgendes Bild aus: ich habe einen Wallfahrtsort vor Augen, beispielsweise Altötting oder Vierzehnheiligen und bin auf dem Weg zum Heiligtum. Doch zuerst sehe ich Reihen von Läden mit Kerzen, Rosenkränzen, Postkarten und Büchern. Oft scheint es so, dass sich die Bedeutung des Wallfahrtsortes an der Menge dieser Verkaufsstände zu sehen ist, je größer die Zahl der Verkaufsstände desto wichtiger auch die Wallfahrt. Auch an diesen bedeutenden Stätten zeigt sich, dass der Mensch bestrebt ist, einen guten Schnitt zumachen. Wenn etwas einem Großteil der Menschen nicht abzusprechen ist, an seine Geschäftstüchtigkeit. Nichts gegen diese Souvenir- und sonstigen Geschäfte. Mir kommt es so vor, als wäre eine zweite Form des Handels bedenklicher.

Die meisten unserer großen Wallfahrtsstätten haben eine Kerzenkammer. Dort werden die Kerzen gesammelt, die von Wallfahrern mitgebracht werden und oft nicht verbrannt werden können. Auch hier befällt einen das Gefühl des Handels. Es scheint so, dass je größer die Bitte ist, wie vorgetragen wird, je mehr von Gott erreicht werden will, desto größer ist auch die Kerze, die gespendet wird. Auch lässt sich menschliches Denken verfolgen: je mehr ich Gott anbiete, desto mehr wird sich mir zuwenden.

Leistungsdenken auch beim Beten oder Spenden? Lässt sich Gott auf so einen Handel ein?

Im Evangelium hören wir, dass Jesus im Tempel wütet. Es ist einer der wenigen Berichte, wo Jesus aus der Haut fährt. Hier geht es ihm um das Haus seines Vaters. Der Tempel ist ein Ort, wo er zum Eiferer wird. Hier kennt er keinen Spaß. Der Tempel ist keine Markthalle - kein Ort, wo man handelt. Tempel ist der Ort, wo Gott wohnt, und mit Gott muss man nicht handeln. Er weiß nämlich, wer die Menschen sind und was in ihnen vorgeht. Hier ist Handel überhaupt nicht sinnvoll, weil sich Gott den Menschen immer ganz zuwendet. An seiner Zuwendung ändert nichts, wie groß oder klein meine Gabe ist. Denn Gott hat seine Zuwendung zu allen Menschen bereits gezeigt.

Hören wir den Apostel Paulus: in seinem Brief an die Korinther nennt er uns den Kern seiner Verkündigung. Es ist Christus als der Gekreuzigte.

Am Gekreuzigten scheiden sich die Geister. Wir haben noch die Diskussion um die Kreuze in den Schulräumen im Ohr. Ein Kruzifix sei Schülern nicht zumutbar. Ein Mensch, der am Kreuz hängt, ist nichts für Kinderaugen. Dass der Mensch jemanden vor Augen hat, der gescheitert ist, spricht gegen jede menschliche Logik. An allen Orten der Gesellschaft wird uns eingetrichtert: Ziel menschlichen Lebens ist Leistung, einen guten Schnitt machen, etwas erreichen, etwas für

sich herausholen. Da passt niemand ins Bild, der gescheitert ist. Wer auf den Gekreuzigten verweist, der widerspricht menschlichem Denken. Jesu Weg ans Kreuz durchkreuzt menschliches Denken, denn es ist ein Weg des Scheiterns.

Was hat Jesus denn erreicht? Seine Jünger laufen davon, Menschen verspotten ihm, wird hingerichtet. Ist das Ziel menschlichen Lebens?

Was Jesus erleidet, bis zu ziemlich das Gegenteil von dem, was Menschen sich als Ziel setzen. Jesus geht einen Weg, auf dem er als das Letzte behandelt wird. Schande und Schmach nimmt er auf sich. Schließlich stirbt er als Geächteter. Es ist ein Weg, der ihm zu den Letzten führt, zu den Menschen, die selbst gescheitert sind, geschmäht und verachtet. Damit erreicht Jesus das Ziel seines Lebens. Hier wollte er ihn: zu den Menschen, die als die Letzten, die Niedrigsten gesehen werden, denen das Recht zu leben abgesprochen wird.

Paulus sagt: wir verkünden Christus als den Gekreuzigten. Das heißt, wir verkünden Christus als den, der jeden Menschen erreicht hat. Sein Weg zeigt, in der Gemeinschaft mit ihm und so mit Gott, hat jeder Mensch Platz. Es gibt kein Schicksal, das Gott und Mensch trennt. Es gibt keine Situation, wo ich sagen kann, hier ist Gott nicht da.

Mit Gott kann und muss ich nicht handeln, weil er schon gehandelt hat. In Christus hat sich seine Zuwendung schon gezeigt. Diese Zuwendung gilt jedem Menschen und sie muss nicht mehr verdient werden. Wenn ich Gott etwas geben kann, dann nur Zeichen des Dankes, dass er sich meiner angenommen hat. Ich habe Grund zur Dankbarkeit. Da darf ich großzügig sein mit meiner Gabe für Gott und für die Menschen.

Rechtssicherheit

In unserem Staat haben Gerichte die Aufgabe, festzustellen ob ein Mensch schuldig ist oder nicht. Sie tun das auf der Grundlage von Recht und Gesetz. Wird ein Angeklagter schuldig gesprochen, so wird er zu einer bestimmten Strafe verurteilt. Mit dieser Strafe soll er für sein Unrecht büßen. So wird je nach Schuld festgelegt, ob die Strafe hoch oder niedrig ausfällt. Bei der Festsetzung von Strafe wird auch berücksichtigt, was gegen eine volle Schuldigkeit spricht. Manchmal überrascht das Urteil der Richter und die Zuschauer rufen am liebsten ungerecht! Gesetz und Gefühl gehen auch mal auseinander.

Die Versuchung ist groß, gleiches Rechtsdenken auf unseren Glauben anzuwenden. Bilder vom Weltenrichter oder vom jüngsten Gericht stellen uns Christus als Richter vor Augen. Dieser teilt die Menschen ein in schuldig oder nicht schuldig. Damit der Mensch weiß, wie er auf die richtige Seite gelangt, wird ein Gesetzeskatalog erstellt, der klare Kriterien aufstellt, nach denen der Mensch zu leben hat. Damit wird in gewisser Weise Rechtssicherheit hergestellt und der Mensch weiß auf Grund von klaren Gesetzen, was ihn vor Gottes Gericht erwartet. Doch sind die Gesetze Gottes so klar? Sind sie erfüllbar?

Mir klingt das Wort der Jünger im Ohr: wer kann da gerettet werden?

Der Mensch steht vor Gott, sieht ein Ideal, das er kaum erfüllen kann, und erlebt sich Gottes Barmherzigkeit total ausgeliefert.

Eigentlich brutal.

Dem Menschen ist alles aus der Hand genommen. Er hat nichts mehr zu seiner Verteidigung und Entlastung in der Hand. Der Mensch ist Gott ausgeliefert und hat keine Möglichkeit mehr, Gott gegenüber etwas vorzuweisen. Was kann der Mensch dann noch tun? Gibt es irgendeine Möglichkeit der Rettung?

Hier machen die Worte des Paulus und des Johannes Mut, die wir eben gehört haben.

Paulus schreibt: der Mensch ist gerettet aus Gnade, nicht aus eigener Kraft. Nicht auf Grund seiner Werke wird der gerettet, damit keiner sich seiner Werke rühmen kann.

Was nützen da die guten Taten?

Was nützt es mir, wenn ich besonders fromm bin?

Was nützt mir meine besonders große Heiligkeit?

Bei Gott kann ich damit nichts eintauschen.

Leben von Gott bekomme ich nur auf Grund der Gnade Gottes. Es ist reines Geschenk – ganz und gar unverdient. Ich muss mir dieses Leben nicht verdienen.

Der Evangelist Johannes schreibt: wer an Christus glaubt, hat das ewige Leben. Jesus Christus ist Gottessohn, ihn gibt Gott für die Menschen hin. Er hat ihn in die Welt gesandt, nicht um zu richten, sondern um zu retten.

Jesus Christus hat einen klaren Auftrag. Er soll Gott den Mensch offenbaren. Das heißt, Jesus Christus zeigt den Menschen, wie Gott ist und welche Idee Gott vom Leben der Menschen hat. Wir bekennen ja, dass Gottes Wort Fleisch geworden ist und unter uns gelebt hat. Wer an diesen Jesus Christus glaubt, wer daran glaubt, dass er Gottes Sohn ist, der ist gerettet.

Und wie glauben wir an Christus?

Zum einen indem wir Jesus Christus als Gottes Sohn annehmen. Wir tun das, wenn wir uns zu Jesus Christus bekennen als dem wahren Gott, der sich ganz in unsere Welt hinein gibt ohne Abstriche. In Jesus Christus zeigt sich Gott als in seiner Schöpfung gegenwärtig. Er nimmt am Schicksal seiner Menschen Anteil und teilt die Wirklichkeit der Menschen. Dieses Geschenk seiner Gegenwart gilt es anzunehmen.

Zum anderen glauben wir an Christus, indem wir ihn als wahren Menschen bekennen. Er ist Mensch mit allen Konsequenzen, einschließlich Leiden und Tod. Auch dieses Geschenk, das Geschenk der Menschwerdung gilt es anzunehmen.

Ich weiß nicht, was schwerer zu verstehen ist, aber beides gehört zu unserem Glauben. Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Menschen. Beides ist schwer vorstellbar, man kann es nur glauben.

Dieser Glauben hat jedoch Folgen:

Glaube ich Jesus als den wahren Gott, dann glaube ich daran, dass Gott das menschliche Schicksal in allem teilt. Glaube ich Jesus als wahren Menschen, dann glaube ich daran, dass Gottes Wille lebbar ist. Da haben wir's! Wir kommen an Gott nicht mehr vorbei, er ist in unserem Leben einfach da, ob wir wollen oder nicht, und er zeigt, wie's Leben geht. Vielleicht fällt das den Menschen so schwer – sehen müssen, dass Gott mit uns zu tun hat und seine Idee von der Welt lebbar ist, wenn der Mensch sich nur darauf einlässt.

An Jesus Christus glauben heißt, diesen Gottessohn anzunehmen und so hinein genommen zu werden in das Leben mit Gott, das ewige Leben. Wer Gottessohn wirklich annimmt, lässt sich in dieses Leben mit Gott hinein nehmen, und sein Leben wird geprägt zu vom beschenkt sein von Gott. Es ist geprägt von den Geschenken Liebe, Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Barmherzigkeit,... So ein Leben wird geprägt von all dem, was das Leben Jesu ausgemacht hat.

Johannes schreibt: Wer Gottes Sohn annimmt, wer an ihn glaubt, der ist schon gerichtet. Er ist schon auf Gott hin ausgerichtet. Damit ist der gerettet, denn er lebt in der Gemeinschaft mit Gott als Mitarbeiter in dessen Reich.

So verstanden ist Gottesgericht keine punktuelle Gerichtsverhandlung, sondern ein Prozess, der das ganze Leben dauert. Immer mehr lasse ich mich von Gott beschenken und werde so hinein genommen in die Gemeinschaft mit ihm. Immer mehr wird Gottes Lebensidee erfahrbar durch mich.

Und die Rechtssicherheit?

Ich habe es in der Hand, mich auf Gott einzulassen, wage ich es, dann bin ich gerichtet und damit gerettet.

Entlastung

Was schlechtes Gewissen bei uns auslösen kann, dürfte jeder von uns schon erlebt haben. Wir sagen zu Recht, uns drückt das Gewissen. Wir spüren, dass es etwas gibt, was unsere Beziehung zu den Mitmenschen belastet, etwas das zwischen uns und dem Anderen steht. So ein Gefühl belastet, es drückt und macht gebückt. Dieses Gefühl bleibt, wir können es nicht wegschieben. Erst wenn wir auf den anderen zugehen und ihn um Verzeihung bitten und er uns verzeiht, dann wird es uns wieder leichter. Wir können wieder durchatmen. Es ist, als ob uns ein großer Stein abgenommen würde. Es ist ein tolles Gefühl, wenn Schuld endlich endgültig verziehen wird, wenn jemand sagt: es ist wieder gut.

Durch den Propheten Jeremia sagt uns Gott: Ich habe eure Schuld endgültig verziehen, an eure Sünde denke ich nicht mehr. Ich schließe einen neuen Bund mit euch.

Gott fängt mit den Menschen neu an. Er vergibt alles, was sich an Schuld und Sünde, an Untreue und Beziehungsbrüchen angesammelt hat und schiebt all das zu Seite, was sich an Gerümpel zwischen ihm und seinem Volk angesammelt hat. Alles Trennende ist weg, der Weg ist frei für eine neue Beziehung. Gott bietet den Menschen einen Neuanfang an. Nicht nur großes Aufräumen ist angesagt, sondern auch eine neue Grundlage für Gottes Beziehung zu den Menschen. Als hätte Gott aus dem Verhalten der Menschen gelernt, versucht er auf eine neue Art, die Beziehung zu den Menschen zu gestalten. Hat Gott im Bund am Sinai den Menschen Gesetze zu übergeben, die ihnen Orientierung geben sollten, so legt er nun seinen Willen in die Herzen, mitten hinein in das Leben der Menschen. Die Menschen sollen selber spüren, wie Leben im Sinne Gottes gelingt. Es gibt nicht mehr Gesetze, es gibt ein großes Vorbild, an dem man sehen kann, was Gott unter Leben versteht. Menschen sehen Gottes Sohn und erfahren Gottes Zuwendung und Liebe. Dieses Wissen dringt in das Herz des Menschen. Er spürt nun selbst, was richtig oder falsch ist. Niemand muss es mehr erklären.

Gott hat den Menschen spüren lassen, was er unter Leben versteht. Er hat jemanden gesandt, der dieses Leben zeigt. Er hat seinen Sohn geschickt, damit die Menschen Gottes Gesetz sehen und erleben können. Jesus Christus vor Augen – mehr braucht man nicht mehr sagen. Er hat gelebt, was Gottes Wille ist. Und er hat die Herrschaftsverhältnisse in der Welt zurecht gerückt.

Der Evangelist Johannes schreibt: der alte Herrscher der Welt wird aus der Welt vertrieben und Christus, der neue Herrscher, übernimmt die Herrschaft.

Zwischen beiden Herrschern besteht ein grundsätzlicher Unterschied:

Der Herrscher der Welt: das bedeutet Macht. Regeln, Gesetze und Vorschriften entscheiden über Gut und Böse, Richtig und Falsch. Ich habe Recht und ich habe das Recht, dem anderen vorzuschreiben, was er zu tun und zu lassen hat. Ich bin es, der weiß, was für den anderen gut und richtig ist.

Diese Macht, das Festhalten an dem, was für mich richtig ist, diese Macht steht für das Denken der Welt und sie wird abgelöst durch eine neue Herrschaft: Die Herrschaft der Liebe.

Jesus Christus lebt eine andere Form des Herrschens. Johannes beschreibt ihn als am Kreuz verherrlicht. Christus herrscht vom Kreuz herab, von dem Platz her, der für Ohnmacht und Machtlosigkeit steht, von dem Platz, wo der Mensch alles losgelassen hat, sogar das Leben.

Diese Herrschaft hat durch Jesus Christus Einzug in die Welt gehalten und dafür wird er von Gott verherrlicht und zieht die Blicke aller Menschen an sich.

Mit Jesus Christus hat eine neue Herrschaft in der Welt Einzug gehalten, die Herrschaft der Liebe. Es hat sich gezeigt, welche Richtung Gottes Herrschaft hat. Es ist nicht mehr die Herrschaft des Gesetzes, sondern die Herrschaft der Liebe. In Jesus zeigt sich die höchste Form der Liebe. Er gibt alles für die Menschen, sogar sein Leben. Nur so wird sein Leben zum Quelle neuen Lebens für alle Menschen.

Der Prophet Jeremia hat einen neuen Bund angekündigt, den Gott mit den Menschen schließt. Dieser Bund gründet auf der Liebe, die Gott zu den Menschen hat – eine Liebe, die keine Grenzen kennt. Für uns Menschen ist dieser neue Bund Ermutigung, denn er nimmt uns viel Druck weg. Der neue Bund lässt uns leben aus dem, was uns geschenkt ist. Es ist das Geschenk der Liebe, die uns geschenkt ist. Diese Liebe lebt in uns. Sie ist das neue Gesetz Gottes, das uns in Herz gelegt ist. Aus dieser Liebe sollen wir leben.

Ein König

Was stellen wir uns unter einem König vor?

Es ist ein großer Herrscher, mit viel Macht ausgestattet. Untertanen schauen zu ihm auf. Ein König gibt den Ton an. Wenn es ein guter König ist, dann hat er ein Gespür für die Menschen in seinem Reich und wird weise regieren. In der Regel ist er oberste Instanz seines Reiches. Er bestimmt was Recht und Gesetz ist und ist Richter über sein Reich.

Die Schlösser in unserem Kulturkreis lassen etwas von der Herrlichkeit der Königreiche erahnen. Alles läuft auf den König zu. Er ist der Mittelpunkt des Lebens, um ihn dreht sich alles. An ihm kommt keiner vorbei.

Heute feiern wir den Einzug Jesu in Jerusalem. Auch wenn das eher ein nebensächliches Ereignis im Getriebe der großen Stadt Jerusalem war, so wird ihm doch große symbolische Bedeutung zugewiesen. Die Erwartungen an Jesus sind groß. Er ist ja schließlich der Messias. Als Sohn Davids soll er seinen Thron besteigen und endlich die Herrschaft über das Volk Gottes ergreifen. Endlich ist ein Mann gefunden, der als legitimer Herrscher der unliebsamen Herrschaft Roms ein Ende bereiten kann. Sein Einzug wird dementsprechend gestaltet. Jubelrufe, Huldigungen, Lob dem König, dem Sohne Davids, Freudenpsalmen auf den Retter Israels.

Doch das Bild hat einen Schönheitsfehler:

Der hochgepriesene König sitzt auf einem Esel – nicht gerade ein königliches Tier! Ist den Organisatoren der Einzugszeremonie ein Fehler unterlaufen? Haben sie es versäumt, für ein entsprechendes Reittier zu sorgen? Was ist das für ein Herrscher, der auf einem Esel daherkommt? Ein Fragezeichen steht über dem ganzen Ereignis. Schließlich hat Jesus selbst nach einem Esel als Reittier verlangt.

Nicht nur der Einzug in Jerusalem wirft die Frage nach der Herrschaft Jesu auf. Auch während der Gerichtsverhandlung wird die Frage nach seinem Königtum gestellt. Pilatus stellt die Frage und erhält als Antwort eine Bestätigung. Bist du der König der Juden? – Ja ich bin es.

Jesus, ein König? Aus frühchristlicher Zeit sind Kreuzesdarstellungen überliefert, die einen Gekreuzigten mit Eselskopf zeigen. Christen sollten auf diese Art und Weise verhöhnt werden. Der Herrschaftsanspruch Jesu Christi erscheint als zu dumm, zu eigenartig. Ein für den Tod Bestimmter erhebt Anspruch auf den Königstitel, noch dazu einer der auf einem Esel daherkommt. Solch einen Herrscher können sich die Menschen nicht vorstellen. Er passt nicht ins allgemeine Bild von Herrschaft

und doch ist er König geworden. Ein König, der sich ganz in den Dienst Gottes und damit in den Dienst der Menschen gestellt hat. Das ist eine andere Form von Herrschaft. Dieses Reich ist nicht von dieser Welt. Es ist das Reich der Herrschaft Gottes – das Reich Gottes.

In Jesus Christus wird ein Herrscher eingesetzt, der komplett neue Akzente setzt. Dieser Herrscher tritt den Weg nach unten an. Er besteigt nicht einen Thron, um zu befehlen, sondern begibt sich in den Dienst der Menschen. Den letzten Platz nimmt er ein, bückt sich, geht vor jedem in die Knie. Ganz klein macht er sich, als er seinen Jüngern die Füße wäscht. Was ist das für ein König, der zu den anderen aufschaut? Sein Reich ist wirklich nicht von dieser Welt. Durch Jesus Christus ist eine ganz neue Herrschaft in unsere Welt gekommen – auch wenn es schwer fällt hier von Herrschaft zu reden. Kann Liebe herrschen?

Das Königtum Jesu steht unter einem eindeutigen Stern. Dieser Stern heißt Liebe. Die Liebe war es, die Gott dazu getrieben hat, in Jesus seinen Sohn in seine Welt zu schicken. Die Liebe zu den Menschen in ihrer konkreten Situation hat Jesus handeln lassen. Die Liebe führt ihn schließlich auf den Thron seines Königtums, das Kreuz, wo er das letzte gibt, was er zu geben hat: sein Leben.

Wenn wir uns Christen nennen, dann bekennen wir uns zu diesem Königtum Jesu Christi. Es ist das Vorzeichen, das wir vor unser Leben setzen. Wir haben es uns auf die Fahnen geschrieben. Groß sollte es zu lesen sein, was das Reich Gottes ausmacht: LIEBE.

Manchmal werden die Spuren dieses Reiches auch sichtbar:

Wir erleben dieses Reich, wenn die Würde eines Menschen mehr zählt als Macht und Herrschaft und Gerechtigkeit bedeutet, der Mensch ist wichtiger als Gesetze und Regel.

Wir erleben dieses Reich, wenn Handel Fairness zwischen Menschen und Staaten bedeutet.

Wenn jeder Mensch für seine Mühe und seinen Einsatz so entlohnt wird, damit er davon in Würde leben kann.

Wir erleben dieses Reich, wenn jeder Mensch einen Platz unter den Menschen bekommt, der ihm den nötigen Freiraum gibt, wirklich Mensch zu sein.

Das Reich Jesu Christi wird durch mich, wenn ein Mensch wirklich Mensch sein kann, weil ich mein Leben in den Dienst der Menschen stelle. Wenn der Mensch wirklich Mensch sein darf und wichtiger ist als meine Interessen, weil mein Leben Dienst am Mensch ist.

Jesus Christus ist als König in Jerusalem eingezogen. Er hat sich als König geoutet und sein Reich aufgerichtet. Es ist das Reich der Liebe. Helfen wir mit, dass dieses Reich endlich wachsen kann.

Gründonnerstag

Über dem Gründonnerstag liegt eine eigenartige Spannung. Erst feiern wir das große Geschenk, das Jesus Christus, Gottes Sohn, uns macht, und dann ergreift uns die Not am Ölberg. Die Freude über das große Geschenk und das Mitleid mit dem leidenden Christus treffen aufeinander. Beides, die Einsetzung der Eucharistie beim letzten Abendmahl und Jesu Hingabe in Leid und Kreuz sind aufeinander verwiesen. An beiden Orten ereignet sich Hingabe. Jesus Christus gibt sich selbst hin für die Menschen – ganz und gar.

Im Abendmahlssaal setzt sich Jesus mit seinen Jüngern zusammen, um zu feiern. Es steht das Paschafest vor der Tür – Anlass für ein Mahl, das festen Regeln folgt. Doch wie bereits bei seinem Einzug in Jerusalem setzt Jesus auch zu Beginn dieses Festes ein Fragezeichen. Bei seinem feierlichen Einzug in Jerusalem war es ein Esel, der nicht in das Bild des großen König passte, im Abendmahlssaal ist es die Fußwaschung, die nicht passt. Ein Meister, der sich hinkniet und seinen Schülern die Füße wäscht? Ein Meister, der sich zu einem Dienst herab lässt, den normalerweise nur Sklaven tun?

Jesus macht sich zu Diener seiner Jünger. Er, der Meister, geht vor ihnen in die Knie und erweist ihnen den Dienst der Fußwaschung. Noch ist es das Waschen der Füße, im Verlauf des Abendmahles wird er sich selbst verschenken. Jesus setzt ein klares Zeichen. Es ist ein Weg des Dienens und der Hingabe, den Jesus eingeschlagen hat. Jesus Christus stellt sein Leben in den Dienst der Menschen und gibt sich selbst. Er gibt sich hin – ganz und gar.

Das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern wird zur zentralen Feier seiner Jünger, der Christen. Es war mehr als nur ein einfaches Mahl. Es ist etwas geschehen, was tiefen Eindruck bei den Jüngern hinterlassen hat.

Die Jünger sind mit Jesus zusammen. Sie feiern das Abendmahl, wie es jüdischer Brauch ist. Das Brechen des Brotes und das Reichen des Bechers gehören zu den Gebräuchen dieses Mahles. Jesus gibt den altbekannten Worten jedoch einen neuen Sinn. Nehmt und esst, nehmt und trinkt, es ist mein Leib – mein Blut. Ich gebe mich euch mit Leib und Blut, ganz und gar, alles was ich bin. Damit wird dieses Mahl zur Feier, in der sich Jesus selbst verschenkt. In Brot und Wein wird Jesus Teil ihres Lebens.

Jesus gibt sich an seine Jünger hin. In Brot und Wein nimmt er teil an ihrem Leben. Jesus Christus selbst wird zum Leben in ihnen und sie werden zum Ort, wo er zu leben beginnt. Die Jünger Jesu werden und sind nun das, was sie empfangen, Leib Christi.

In einer Predigt zum Ostermontag sagt der hl. Augustinus: „Empfangt was ihr seid, seid was ihr empfangt – Leib Christi“ (sermones 272).

Die Jünger erleben im Abendmahlssaal, dass sich Jesus ihnen schenkt. Später werden sie verstehen, dass jedes Mal, wenn sie in seinem Namen das Brot brechen und den Wein teilen, ihr Meister bei ihnen sein wird. Es wird sich das wiederholen, was sie mit ihm eben gefeiert haben. Als sie ihrem Meister nach seiner Auferstehung begegnen, bricht er ihnen wieder das Brot und sie erkennen ihn, erfahren, dass er da ist. Die gleiche Erfahrung dürfen wir machen. Wir brechen in der Feier der Eucharistie das Brot. Wie die Jünger empfangen wir den Leib des Herrn. Jesus Christus gibt sich in unsere Hand und begegnet uns in Brot und Wein. Wenn wir seinen Leib empfangen, werden wir zum Ort, wo unser Herr wohnt – zum Leib Christi. Ganz und gar schenkt sich uns Jesus Christus und nimmt uns in Besitz. Er ergreift uns und lebt in uns. Wie er in Brot und Wein unter uns da ist, wird er in uns selbst gegenwärtig. Hier, in uns ist der Ort, wo Christus weiterlebt.

Empfangt was ihr seid, seid was ihr empfangt – Leib Christi.

Durch den Empfang des Leibes Christi werden wir selbst zu Menschen, die Christus in sich tragen. Grund genug uns gegenseitig anzuschauen und nachzudenken, wie ich über meinen Nachbarn denke, der wie ich Christus in sich trägt. Und ist mir bewusst, dass ich selbst zum Leib Christi werde, wenn ich in der Kommunion den Leib Christi empfangen?

Wenn sich Jesus den Menschen hingibt, dann gibt er sich damit aus der Hand. Es liegt in der Freiheit des Menschen, dieses Geschenk anzunehmen. Wenn ich es annehme, dann wird es mich verändern. Wenn ich den Leib des Herrn empfangen, dann lasse ich es zu, dass ich zum Ort der Gegenwart Christi werde. Christus darf in mir leben und durch mich wirken.

Der Empfang des Leibes Christi verbindet mich nicht nur mit Christus selbst, sondern auch mit jedem Menschen, der in gleicher Weise Christi Leib empfängt. Auch er, der neben mir sitzt, trägt Christus in sich und wird zum Leib Christi, zum Ort wo Christus wohnt. Christus selbst ist es, der uns zu Schwestern und Brüdern verbindet und zu einer Gemeinschaft vereint. In uns allen lebt derselbe Christus. Wir sind Christi Leib, Ort der Gegenwart unseres Herrn.

Hinter dem Satz des Augustinus steckt jedoch nicht nur der Glaube an ein großartiges Geschenk, er birgt auch einen hohen Anspruch. Wir empfangen nicht nur, was wir durch Gottes Gnade sind, wir sollen auch werden, was wir empfangen: Leib Christi – Leib des Herrn, Menschen in denen die Gegenwart Jesu Christi sichtbar wird. Wenn wir den Leib des Herrn

empfangen und zulassen, dass der Herr so in uns gegenwärtig wird, dann bekommt er Anteil an unserem Leben. Wir werden zu Menschen, durch die Christus selbst zu wirken beginnt.

Eine bekannte Kreuzesdarstellung trägt den Leib Jesu ohne Arme und Beine. Dazu heißt es: Jesus hat keine Hände – nur unsere Hände; er hat keine Füße – nur unsere Füße. Hier ist eine weitere Ausführung dessen, was Augustinus sagt: Seid was ihr empfangt: Leib Christi!

Wenn wir glauben, dass wir mit dem Leib des Herrn Christus selbst empfangen und ihn so in uns aufnehmen, dann werden wir zum Ort, wo derselbe Herr zu wirken beginnt. Durch uns geht nun weiter, was Jesus Christus als Aufgabe und Ziel seines Lebens gewirkt hat. Das Beispiel, das er uns durch sein Leben gegeben hat, führen wir durch unser Leben weiter. Wie er sich zum Diener des Lebens gemacht hat, werden wir zu Dienern des Lebens. Wie er Menschen zum Leben verholfen hat, ist es auch unsere Aufgabe, Menschen zum Leben zu verhelfen, einem Leben in Freiheit, Würde, Gerechtigkeit. Es liegt an uns, seine Sache weiterzuführen. Unsere Aufgabe ist es, ihn wirken zu lassen, den wir empfangen. So wird Jesu Christi Gegenwart in unserer Welt durch unser Leben erfahrbar.

Heute feiern wir die Einsetzung der Eucharistie, das größte Mysterium, das uns Gott durch seinen Sohn geschenkt hat. Wir feiern, dass er in unserer Welt bleibend gegenwärtig geworden ist und ein für alle mal bei uns sein wird. Wir feiern, dass er sich uns zur Speise gibt. Damit feiern wir auch, dass er sich uns schenkt und in uns Wohnung nimmt. Lassen wir uns von ihm beschenken. Lassen wir es zu, dass er durch uns ans Werk geht. Dann geben wir Antwort auf Gottes Gabe. Wir empfangen, was wir sind und wir sind, was wir empfangen – Leib Christi.

Jesus lebt!

Frauen sind unterwegs zum Grab Jesu. Sie sind in Gedanken versunken. Was haben wir jetzt alles zu tun? Wie kommen wir überhaupt ins Grab hinein? Was ist noch nötig, um dem toten Jesus die letzte Ehre zu erweisen?

Die Frauen suchen nach einem Toten - doch sie werden ihn nicht finden. Jesus ist nicht mehr da, wo man ihn hingelegt hat. Einen toten Jesus gibt es nicht. Die Frauen müssen sich mit einer neuen Situation zurecht finden. Sie werden durch die unglaubliche Botschaft überrascht, dass Jesus lebt. Er ist von den Toten auferstanden. Was das heißt, werden sie erst nach und nach begreifen.

Auch die Führer des jüdischen Volkes werden sich mit einer neuen Situation auseinandersetzen müssen. Jesus ist nicht mehr da, wo man ihn gerne hätte - bei den Toten. Mit dem Kreuzestod Jesu dachte man, das Kapitel Jesus zu den Akten zu legen. Man dachte, dieses Buch wäre endgültig geschlossen. Doch dem ist nicht so. Es ist wahr geworden, was er angekündigt hat. Jesus Christus hat den Tod überwunden, er lebt.

Auch heute wird Jesus tot gesagt. Seine Ideen werden als weltfremd abgetan. Was er verkündet hat sei nicht lebbar - gehe an der Wirklichkeit vorbei. Jesu Botschaft von der Freiheit des Menschen sei nicht tragbar. Jesu Rede vom Erbarmen Gottes gilt nur dann, wenn es das Gesetz der Welt und der Kirche zulässt. Jesu Gedanken vom Gott, der die Liebe ist, nur wenn es uns selber hilft. Überall wo Jesu Geist abgetan wird, da wird Jesus selbst für tot erklärt. Doch solch einen toten Jesus gibt es nicht. Seine Botschaft kann man nicht totschweigen. Jesu Worte lassen sich nicht wegsperren. Jesus ist nicht, wo die Totenstarre herrscht - Jesus lebt.

Ein Toter lebt - unbegreifbar für uns, für die geistigen Führer in Jerusalem und auch die Jünger Jesu. Gott hat seine Zusage wahr gemacht. Er hat seinen Sohn nicht im Tod gelassen. Jesus Christus lebt. Er ist von den Toten auferstanden und lebt nun mitten unter uns.

Nur langsam, nach und nach, werden die Jünger Jesu verstehen, was es heißt, dass ihr Meister lebt. Sie müssen erst begreifen, dass seine Worte wahr sind. Noch werden ihre Gedanken bestimmt durch das Geschehen des Karfreitags und dem Gefühl - alles ist aus. Noch können sie nicht begreifen, was hinter dem Kreuz für ein Sinn sein soll. Alle ihre Träume haben sich in nichts aufgelöst. Ihr Meister hatte ihnen doch so viel Hoffnung auf ein herrliches Reich gemacht. Aber gegen die Macht des Hohen Rates und der Römer war er eben doch nicht gewachsen. Dann ist da noch die eigenartige Geschichte im Abendmahlssaal, als Jesus von

seiner Hingabe in Brot und Wein sprach. Das alles geht weit über ihren Verstand. Sind sie nicht doch dem Falschen nachgelaufen, einem Träumer aufgesessen?

Gerade das Erlebnis im Abendmahlssaal hat sich im Denken der Jünger festgesetzt. Dieses Ereignis hat sich tief in ihr Herz eingegraben. Ihr Meister sprach von seiner Hingabe. Auf der Erfahrung des Karfreitags bekommen diese seine Worte eine ganz eigene Bedeutung. Beim letzten Mahl war die Rede von Hingabe und vom Leben. Jesus hatte ihnen nochmals gesagt, dass er Leiden müsse, um den Tod zu überwinden. Mit der Kreuzigung haben sie Jesu Tod erlebt. Er ist seiner Botschaft treu geblieben und hat wirklich sein Leben gegeben. Vielleicht ist ja auch an der Rede von der Auferstehung etwas dran.

Und jetzt kommen die Frauen mit ihrer Botschaft vom leeren Grab: Jesus ist auferstanden und geht euch voraus nach Galiläa. Nach und nach erschließen sich ihnen die Worte Jesu, eines fügt sich zum anderen und sie beginnen zu verstehen: Es ist wahr, dass Jesus lebt. Er ist da und jetzt bleibt er da für alle Zeit.

Die Führer in Jerusalem hatten auf die Lösung ihrer Probleme gehofft. Jesus war ihnen auf die Nerven gegangen mit seiner Botschaft von Freiheit, von Liebe und vom Erbarmen Gottes. Die Menschen hatten den Duft der Freiheit geschnuppert, der in seinen Worten lag. Die Stellung der religiösen Führer wurde durch Jesus immer wieder in Frage gestellt. Da hatten sie endlich das Bild vom Gott der Gesetzestafeln und der Bundespflichten in den Köpfen der Menschen verankert und das Gesetz konnte seine ganze Macht entfalten. Dann kommt dieser Jesus daher mit seinem Gott des Erbarmens und der Vergebung. Die ganze Macht des Gesetzes wurde unterhöhlt. Sie mussten sich mit diesen neuen Ideen herumschlagen und um ihre Macht fürchten. Durch seine Kreuzigung hatten sie sich erhofft, dass alles wieder ruhig würde. Jetzt müssen sie hören, dass der mit seinen Ideen wieder aufgetaucht ist. Er ist einfach nicht tot zu kriegen, dieser Jesus lebt.

Wir heute dürfen erfahren: Jesu Worte von Freiheit, Erbarmen und Liebe bleiben gültig. Wie gerne würden Menschen diesen Jesus dazu benützen, anderen Menschen ein Korsett anzulegen. Die Versuchung ist groß, mit Gottes Hilfe ein System aufzubauen, das jedem sagt, wann er was zu tun hat. Solch ein System würde den Menschen den Atem nehmen. Die Angst davor, etwas falsch zu machen und hohen Ansprüchen nicht gerecht zu werden, würde die Menschen lähmen. Doch Jesus mit seinem Wort von der Freiheit ist nicht bei den Toten geblieben. Er lebt. Er bricht all das auf, was den Menschen den Atem nimmt. All die Fesseln, die man den Menschen gerne anlegen möchte, hat er zerrissen.

Das Wort vom Erbarmen Gottes gilt. Voll Erbarmen wendet sich Gott jedem einzelnen von uns zu und nimmt uns an, mit allem, was wir an Unvollkommenheit erleben. Warum ist es so schwer daran zu glauben, dass Gott uns sagt, es ist gut. Ich nehme dich so, wie du jetzt bist. Auch wenn wir uns selbst nicht annehmen können und auch nicht den anderen - Gott nimmt uns an, denn er ist die Liebe. Er lässt sich durch kein Gesetz einschränken. Deshalb dürfen wir leben. Jesus Christus ist nicht tot zu kriegen mit seiner lebendig machenden Botschaft. Seine Worte gelten auch heute uneingeschränkt weiter. Bis heute ist er unter uns lebendig und verhilft den Menschen zum Leben.

Morgen werden wir im Evangelium von der Wanderung der Jünger nach Emmaus hören. Uns wird erzählt, dass sich zum einsamen Weg der Beiden ein Dritter gesellen wird. Schließlich nehmen sie gemeinsam ein Abendmahl ein. Da werden ihnen die Augen aufgehen. Sie werden ihn erkennen, wenn er das Brot bricht.

Das Brechen des Brotes im Abendmahlssaal wird zum Erkennungszeichen des Auferstandenen. Es ist Zeichen dafür, dass er weiterlebt. Auf eine neue Art und Weise ist Jesus Christus nun unter seinen Jüngern gegenwärtig. Zwar nicht fassbar, aber doch erfahrbar lebt er mitten unter ihnen und bestimmt ihr Leben. Die Jünger beginnen zu verstehen, dass Jesus Christus wirklich da ist, weil er in ihnen lebt und in allen, die an ihn glauben.

Das Brechen des Brotes ist Zeichen der christlichen Gemeinschaft geworden. Wenn wir uns versammeln und das Brot brechen, verbinden wir uns mit Christus und untereinander. Christus selbst nimmt in uns Wohnung, lebt in uns und schenkt uns Leben. Er selbst ist es, der uns lebendig macht.

Wenn wir Jesus in uns leben lassen, dann überwinden wir den Tod. Es gibt keine Macht, die uns daran hindern könnte, wirklich zu leben. Die Kraft Christi, die Kraft, die von Gott kommt, befähigt uns, Freiheit zu leben und zu schenken. Sie lässt uns das Erbarmen annehmen, das uns Gott schenkt, und wir werden fähig, dieses Erbarmen auch anderen zuzugestehen. Wenn wir Jesus in uns leben lassen, dann wird durch uns die Liebe sichtbar, die Gott zu jedem Menschen hat.

Durch seine Auferstehung hat uns Jesus Christus gezeigt, dass seine Worte wahr sind. Seine Botschaft ist glaubwürdig. Wir können unser Leben auf seine Botschaft bauen. Die Gemeinschaft mit ihm trägt. Wir brauchen keinen engen Rahmen mehr, der nur dürftig Halt geben kann. Das Leben des Auferstandenen sprengt jeden Rahmen. Er lässt sich nicht

einzwängen und schenkt auch uns ein Leben in Freiheit. Die Macht des Todes ist endgültig gebrochen.

Jesus lebt, er ist nicht tot, er ist auferstanden. Der Tod konnte ihn nicht halten. Das Leben lebt, es hat den Tod besiegt, Christus selbst lebt weiter.

Mein Herr und mein Gott

Am Weißen Sonntag, auch Barmherzigkeitssonntag genannt, gibt uns die Leseordnung das Evangelium der Begegnung Jesu mit dem Apostel Thomas vor. Eine Woche lang haben wir Texte über die Zeit nach der Auferstehung Jesu gehört. Immer wieder ist die Rede vom Erkennen des Meisters. Erst Thomas jedoch drückt ein Bekenntnis aus. „Mein Herr und mein Gott“ bekennt er, nachdem ihm von Jesus die Wundmale gezeigt wurden. Mit diesen Worten schlägt er eine Brücke zwischen Jesus, ihrem Meister und Herrn und Jesus, der Gott ist. Der ungläubige Thomas stellt die Verbindung her zwischen Jesus, dem Wort Gottes, das Mensch geworden ist, und Jesus, dem auferstandenen Herrn und Gott, der in sein Reich zurückkehrt.

Der Evangelist Johannes schiebt dem Bekenntnis des Thomas noch eine Begründung nach: Alles, was der Evangelist geschrieben hat, soll uns zum Glauben führen, damit wir in seinem Namen das Leben haben.

Thomas findet zu seinem Bekenntnis in der Begegnung mit dem Auferstandenen. Die Worte seiner Mitapostel haben ihm nichts genützt. Er muss Jesus selbst sehen, um zu seinem Bekenntnis zu kommen. Da geht es ihm genauso wie den anderen. Auch die anderen Jünger fanden erst in der Begegnung mit dem Auferstandenen zum Glauben an die Auferstehung. Weil sie Jesus Christus erkannten, wurden sie fähig, an ihn zu glauben und ihn zu verkünden.

Die Begegnung mit dem Auferstandenen ist die Grundlage des christlichen Glaubens.

Auch uns begegnet Jesus Christus, unser Herr und Gott. Wir erfahren seine Gegenwart in der Begegnung mit Menschen, die aus seinem Geist leben. Wir erfahren seine Nähe in der Feier der Eucharistie, wenn sich aufs Neue seine Hingabe an uns Menschen in den Zeichen von Brot und Wein vollzieht. Wie bei den Jüngern hat diese Begegnung auch für uns eine Besonderheit. Es ist eine Begegnung ohne Abschied. Jesus bleibt bei seinen Jüngern – auch wenn sie ihn nicht mehr sehen werden; er ist und bleibt auch bei uns, wenn wir den Gottesdienst und die Kirche wieder verlassen – auch wenn wir ihn nicht sehen und oft nicht spüren. Jesus Christus – unser Herr und Gott ist bleibend da und bleibt gegenwärtig unter uns.

Doch können wir das wirklich glauben – dass Jesus Christus, Herr und Gott, bei uns ist und bleibt, in jedem von uns, auch wenn wir den Gottesdienst durch die Kirchentüre verlassen haben?

Hierzu eine kleine Geschichte:

In einer Abtei wurde das Leben immer schwerer, nichts mehr schien von der früheren geistigen Blüte geblieben zu sein. Jeder machte, was er wollte. Die Gemeinschaft hatte an Kraft verloren.

In seiner Not besuchte der Abt einen weisen Einsiedler, der in der Nähe seine Klausur hatte, um ihn um Rat zu fragen. Der weise Mann gab ihm eine knappe Antwort, die sollte er der ganzen Gemeinschaft verkünden.

Zurückgekehrt in seine Abtei rief der Abt alle Mönche zusammen und verkündete ihnen das Wort des Einsiedlers. Er sagte: Einer unter uns ist Christus!

Die Mönche waren überrascht, doch dann begannen sie einander anzusehen: War es der einfältige Gärtner oder der kluge Magister? Aber die waren doch gar nicht fromm? War es der Pförtner oder der Choralmeister? Die verschliefen doch ab und an das Gebet. Jeder hatte seine Einschränkungen und doch hatte der Einsiedler gesagt, einer unter euch ist es.

Wenn es also der wäre, dann müsste ich schon anders mit ihm umgehen.

Im Leben der Abtei änderte sich etwas. Die Mönche begannen einander wieder mit Aufmerksamkeit zu begegnen. Schließlich konnte ja gerade der, dem ich eben gegenüberstand, Jesus Christus sein. Die Abtei wurde wieder zu einem Zentrum der Geistigkeit.

Einer unter uns ist Christus – kann das sein?

Wir glauben, dass in Brot und Wein Jesus Christus unter uns gegenwärtig wird. Wir glauben, dass wir mit dem Empfang der Kommunion unser Herr selbst zu uns kommt.

Welche Würde hat der Mensch, wenn sein Herr und Gott zu ihm kommt, sich ihm zur Speise gibt und in ihm wohnt? Drückt mein Leben aus, dass Christus unter uns lebt, und ich selbst zum Christusträger, gleichsam zum Tabernakel geworden bin?

Das Leben der Jünger Jesu hat sich durch die Begegnung mit dem Auferstandenen verändert. Sie wurden zu Menschen, die das weiterführten, was sie von ihrem Herrn und Meister erfahren hatten. Sie ließen sich selbst durch den Geist führen, der ihnen von Jesus Christus geschenkt wurde. Durch die Jünger Jesu lebte Jesus Christus weiter. Sie waren zu Christusträgern geworden. Das konnte jeder erleben, der mit ihnen zu tun hatte.

Wir sind ebenfalls dem Auferstandenen begegnet – tun es immer wieder. Aus dieser Begegnung heraus dürfen wir leben, aufgerichtet durch die Würde, die uns durch die Gegenwart Jesu geschenkt ist. Die Begegnung mit unserem Herr und Gott schenkt uns Menschen eine unverlierbare Würde – wie die Jünger tragen wir selbst Christus in uns.

Gleiche Würde hat mein Nächster. Deshalb verdient er Respekt und Wohlwollen. Es ist nicht irgendjemand, der neben mir steht. Es ist ein Mensch, von Gott selbst mit Würde beschenkt, weil Gott in ihm wohnt. Auf diesem Hintergrund stellt sich die Frage, Wie ich ihn sehe, wie ich

ihm begegne. Lass ich ihm seine Würde oder mache ich den mies, der von Gott Barmherzigkeit erfährt, zu dem Gott sagt, es ist gut – ich bin mit dir?

Der Apostel Thomas wurde von Jesus nicht abqualifiziert, weil er etwas später verstanden hat. Er hat seine eigene Chance bekommen. Jesus hat für ihn den Weg gewählt, der zu ihm passte. Damit wurde er der Person des Thomas gerecht. Jesus entsprach der Personenwürde des Thomas.

Jeder Mensch erhält allein von Gott seine Würde. Deshalb verdient er meinen Respekt und darf nicht Objekt meiner Unzufriedenheit und meiner Minderwertigkeitsgefühle sein. Jeder Mensch hat unverlierbare Würde, weil Gott zu ihm sein Ja sagt. Deshalb ist er wertvoll und unantastbar. Wie die Mönche in der Abtei sollen auch wir beginnen den anderen als Mensch zu sehen, der von Gott angenommen ist.

Nur wenn wir in unserer kleinen Welt damit beginnen, die Würde jedes Menschen zu respektieren, dann wird auch in der großen Welt niemand mehr Angst haben müssen, dass ihm seine Würde streitig gemacht wird.

Christus begegnen

Vor einigen Tagen hat die Veröffentlichung einer Umfrage zum Thema Kirche Bestürzung ausgelöst. Mit nackten Zahlen wurde belegt, dass das Interesse an Kirche schwindet. Immer weniger katholische Christen (noch etwa 16%) besuchen den Sonntagsgottesdienst. Die Zahlen des Ordensnachwuchses gehen zurück, manche Ordensgemeinschaft kämpft ums Überleben. Die Priesterseminarien sind beinahe leer und immer mehr Gemeinden müssen sich einen Seelsorger teilen. Gleichzeitig ist in allen Generationen eine große Sehnsucht nach Religiosität zu spüren.

Die Ergebnisse dieser Umfrage sollten eine Anfrage an uns alle sein. Finden Menschen in ihrer religiösen Suche bei uns keine Antwort? Wie wirken wir als Glaubensgemeinschaft auf andere? Verstehen wir uns als elitären Zirkel, als Versammlung des letzten gläubigen Restes, der allein noch richtig glauben kann – umgeben von einer bösen Welt?

Oder sind wir eine lebendige Gemeinschaft, die es versteht, sich immer wieder auf die Menschen hin zu öffnen und so auf dem Weg zu bleiben?

Erliegen wir der Versuchung, uns gegen alles neue abzuschotten, um so unerschütterlich treu zu bleiben – wem gegenüber? – oder suchen wir die Auseinandersetzung mit den Fragen der Menschen unserer Zeit und verstehen es, auf die Menschen einzugehen.

Viele Fragen sind uns gestellt und bereits vor 40 Jahren hat unsere Kirche eine Antwort versucht. Auf dem II. Vatikanischen Konzil bemühte sich die Versammlung aller Bischöfe auf konkrete Fragen der Menschen zu reagieren. Dabei ging es der Leitung unserer Kirche nicht darum, den Leuten nach dem Mund zu reden, sondern darum, die Quellen unseres Glaubens wieder zu entdecken. Das Konzil machte sich auf den Weg hin zu den tiefsten Wurzeln unserer Kirche und rückte die Offenbarung Gottes in den Blick der Menschen. Die römisch-katholische Kirche hat ihre Wurzeln wieder gefunden, die Botschaft Jesu Christi, das Wort Gottes. Auch wenn Beschlüsse des Konzils noch nicht umgesetzt wurden und es viele Menschen gibt, die das Konzil nicht annehmen können und es sogar ablehnen, so wurde doch ein Prozess in Gang gesetzt, der unsere Kirche öffnete für alle Menschen unserer Zeit. Die Botschaft Jesu von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen bekam einen neuen Klang. Die Kirche selbst begann sich als Gemeinschaft zu verstehen, wo Gott und Menschen sich begegnen. Ihr Mittelpunkt ist Jesus Christus selbst, der als der gute Hirt allen Menschen nachgeht und keinen ausschließt.

Als guter Hirt stellt sich Jesus im heutigen Evangelium vor.

Mit diesem Bild vom Hirten kann man zweierlei kann man mit einem Hirten verbinden:

Zum einen kann ich den Hirten sehen, der seiner Herde vorausgeht. Er weiß, wo's langgeht, weiß was für seine Herde richtig ist, und bestimmt den Weg, den alle zu gehen haben. Will man dieses Bild malen, so sieht man den Hirten und hinter ihm her alle seine Schafe. Lange Zeit war das das bestimmende Bild für unsere Kirche. Voraus gehen die Würdenträger und hinterher das Volk, die Schafe.

Mit einem Hirten kann man jedoch auch ein anderes Bild verbinden. Der Hirte sorgt für seine Herde. Er kümmert sich um die nötige Nahrung und sieht auf ihr Wohlergehen. Der Hirte geht jedem einzelnen Schaf nach und sucht es auf. Er weiß genau, was jedes einzelne Tier braucht und was ihm hilft. Dieses Bild vom Hirten kommt dem gleich, was wir im Evangelium gehört haben. Jesus spricht davon, dass er sich um jedes seiner Tiere kümmert und sogar das Leben für die Schafe gibt. Seine Hingabe geht bis zu äußersten, um so alle Menschen zu Gott zu führen.

Mit diesem Bild von einem Hirten wächst auch ein neues Bild für uns als Kirche. Unsere Gemeinschaft wird als Ort verstanden, wo jeder einzelne Mensch in seiner Not gesehen wird und einen Platz hat. Kirche versteht ihre Sendung als Dienst an allen Menschen. Sie sucht die Menschen auf, um ihnen zu helfen nicht, um sie zu bekehren – verbunden mit dem Risiko, sich selbst aufzugeben. Damit führt die Kirche weiter, was Jesus als seinen Auftrag begonnen hat.

Dem Konzil wird immer wieder der Vorwurf gemacht, es hätte den wahren Glauben verraten. Das Gegenteil ist der Fall. Die Kirche hat sich an ihren Ursprung erinnert. Sie hat ihre Sendung wieder entdeckt. Dabei hat sie sich geöffnet und viele Verkrustungen abgelegt. Die Kirche ist aufgebrochen, um allen Menschen die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes zu verkünden und hat einen Raum geöffnet, wo der Mensch Gott begegnen kann.

Angefragt durch die Umfrage der SZ müssen wir uns heute wieder fragen: Wie wird unsere Kirche zum Ort, wo Menschen die Liebe Gottes erleben. Wie schaffen wir als Christen Raum, wo die Begegnung mit Jesus Christus spürbar wird. Ist unser Leben Zeugnis für den Guten Hirten, der niemanden ausschließt, sondern jedem nachgeht? Antwort auf diese Fragen muss jeder selbst geben, denn wir alle sind Kirche.

Zum Abschluss ein Wort unseres Papstes:

Wenn der Mensch die Sehnsucht nach Glück, die ihm das Herz verbrennt, stillen möchte, dann muss er seine Schritte zu Jesus hinlenken. Christus ist nicht weit vom ihm. In Wahrheit ist unser Leben hier auf Erden ein ständiges Begegnen mit Christus: mit Christus, gegenwärtig in der Heiligen Schrift als Wort Gottes; mit Christus, gegenwärtig in seinen Dienern als Lehrer, Priester und Hirte; mit Christus, gegenwärtig im Nächsten und insbesondere in den Armen, den

Kranken, den Ausgestoßenen, die seine leidenden Glieder sind; mit Christus, gegenwärtig in den Sakramenten, in denen sich sein Heilswirken fortsetzt; mit Christus, dem Gast in unserem Herzen, in dem er wohnt, in dem er sein göttliches Leben mitteilt.

Soweit Papst Johannes Paul II.

Ich wünsche uns, dass wir unsere Augen öffnen für die Orte der Begegnung mit Christus.

Ich wünsche uns, dass wir uns auf die Begegnung mit Christus ehrlich einlassen.

Ich wünsche uns, dass wir ihn bei uns wohnen lassen, damit wir Anteil an seinem göttlichen Leben haben.

Ich wünsche uns, dass wir Orte schaffen, wo Menschen Gottes Liebe erleben können.

Weinstock

Wenn Jesus von sich oder von seiner Beziehung zu den Menschen spricht, dann verwendet er oft Bilder. Es ist ja schwierig, die Dinge, die Gott betreffen, zu verstehen.

Ein Bild begegnet uns heute im Evangelium – das Bild vom Weinstock.

Mit dem Bild vom Weinstock will Jesus uns zeigen, wie wichtig es ist, in der Verbindung mit ihm und mit Gott zu bleiben.

Zwar sind Weinstöcke in unserer Region nicht sehr verbreitet, aber was Jesus vom Weinstock sagt, lässt sich ähnlich von einem Obstbaum sagen.

Damit an einem Obstbaum Früchte wachsen können, ist es wichtig, dass die Fruchtriebe mit dem Baum in Verbindung sind. Nur dann ist es möglich, dass vom Stamm die Nährstoffe in die Zweige und die Früchte gelangen und so die Früchte wachsen. Wird dieser Kreislauf unterbrochen, dann bleiben die Früchte klein und leer oder beginnen erst gar nicht zu wachsen. Bleibt die Verbindung bestehen, dann werden die Früchte groß und saftig und wenn wir sie schließlich essen, sind sie Nahrung für uns. Man kann sagen, das, was die Triebe vom Stamm empfangen haben, geben sie an uns weiter – Nahrung.

Diese Bild wendet Jesus für die Beziehung zwischen ihm und den Menschen an. Er sagt, wenn wir Menschen mit ihm in Verbindung bleiben, werden wir mit unserem Leben Früchte hervorbringen und wir werden das, was wir von ihm empfangen an andere weitergeben.

Was ist es, was wir von Jesus bekommen? Eine Idee von dem, was wir von Jesus bekommen, haben wir, wenn wir das Leben Jesu anschauen. Wenn wir seine Art betrachten, wie er den Menschen begegnet, wird uns auffallen, dass sein Leben von der Liebe geprägt ist. Egal wer zu ihm kommt – Jesus geht mit Wohlwollen auf ihn zu und zeigt ihm, dass er ihn ernst nimmt. Er schaut die Menschen an und ist wach für ihre Not, ihre Sorgen und er heilt die Menschen in ihren unterschiedlichen Situationen. Die Menschen, die Jesus begegnen, erfahren durch sein Handeln die Liebe. Dabei weist Jesus immer wieder darauf hin, dass es Gott ist, der auf die Menschen zugeht. Menschen, die ihm begegnen erfahren die Liebe Gottes. Sie spüren, dass sie von Gott geliebt sind.

Das gleiche erfahren wir, wenn wir Menschen begegnen, die versuchen nach dem Vorbild Jesu zu leben. Durch sie erleben wir, was es heißt angenommen und ernst genommen zu werden. Wir bekommen zu spüren, dass Gott an uns denkt und sich um uns sorgt. Wenn Menschen uns ihre Liebe zeigen, dann wird das aber nie vollkommen sein. Vollkommene Liebe hat nur Gott. Die ist immer noch viel größer als die Liebe der Menschen.

Von Jesus haben wir gehört, dass Gott ein Herz für alle Menschen hat. Immer wieder nimmt Gott uns an, ist offen für uns und sagt nicht nein – auch wenn wir uns selbst als schuldig erlebt haben. Johannes schreibt in seinem Brief sogar, dass Gott viel größer als unser Herz ist. Das heißt, auch wenn wir ein schlechtes Gewissen haben, wenn wir mit uns unzufrieden sind und uns selbst nicht vergeben können – Gott nimmt uns an und vergibt uns. Er nimmt uns auch dann an, wenn wir selber uns nicht mehr leichen können. Gottes Liebe ist viel größer als wir es uns vorstellen können.

Diese Liebe, die wir von Gott erfahren, soll unser Leben und unsere Beziehung zu unseren Mitmenschen prägen. Wie die Triebe des Baumes die Nahrung an die Früchte weiter geben, sollen auch wir die Nahrung, nämlich Gottes Liebe, an andere Menschen weiter geben. Die Menschen sollen durch uns eine Ahnung bekommen, wie sehr Gott die Menschen mag. Je mehr es also uns gelingt, unsere Mitmenschen anzunehmen und sie ernst zu nehmen, desto mehr wird unser Leben von Gott erzählen und so Frucht bringen. Diese Frucht ist nichts anderes als die Liebe, die sich dem Nächsten zuwendet.

Zu dieser Liebe sind wir jedoch nur fähig, wenn wir selbst uns geliebt wissen. Nur wenn wir selbst erfahren, dass wir angenommen und geliebt sind, werden wir andere annehmen können. Der Mensch ist nur zur Liebe fähig, wenn er selbst geliebt ist.

Wenn nun der Mensch seine Verbindung zu Gott trennt, wird ihm langsam die Kraft ausgehen, seine Mitmenschen immer wieder anzunehmen. Ein Mensch, der sich nur noch an Mensch hält, wird immer wieder Enttäuschungen erfahren und erleben müssen, dass sein Vertrauen in andere immer wieder enttäuscht wird. So wird auch seine eigene Kraft zum Vertrauen immer mehr schwinden. Vollkommenes Vertrauen, vollkommene Liebe, wie sie sich der Mensch wünscht, gibt es nur bei Gott. Wer also seine Verbindung zu Gott trennt, bringt sich um das vollkommene Geliebt sein, wie es nur von Gott ausgehen kann.

Diese Sorge für die Menschen hat Jesus. Deshalb fordert er die Menschen auf, die Beziehung zu ihm nie zu trennen. Jesus möchte, dass wir Menschen in der Liebe Gottes bleiben und Gottes großes Herz spüren dürfen, weil er weiß, wie sehr es uns Menschen hilft.

Wie bleiben wir in dieser Verbindung?

Halten wir beim Gebet und im Gottesdienst immer wieder unser Leben Gott hin und erinnern wir uns daran, dass Gott da ist. Denken wir immer wieder daran, Gott zu danken und ihn zu bitten, um ihn so in unser Leben zu holen.

Hören wir auf die Texte der Heiligen Schrift und lassen wir uns erzählen, dass Gott den Menschen begegnet.

Lassen wir Gott in unserem Leben eine Rolle spielen und richten wir unser Leben so ein, dass es geprägt ist von der Liebe zu Gott und zu den Menschen. Wir werden erleben, es wird leichter für uns und für die anderen.

Bleibt in meiner Liebe

Die Abschiedsreden Jesu gehören für mich zu den schönsten Texten der Heiligen Schrift. Der Evangelist Johannes lässt ihnen viel Raum in seinem Evangelium. Einen Abschnitt daraus haben wir eben gehört.

Mir gefallen diese Texte so gut, weil sie geprägt sind von Zuneigung und Zuwendung, liebevoller Sorge und einer tiefen Sehnsucht nach Verbundenheit. Sie sprechen in aller Deutlichkeit von Gottes Liebe zu allen Menschen und dem Vermächtnis, diese Liebe zu leben. In seinen Abschiedsreden fasst Jesus die Sendung noch einmal zusammen und er schreibt ein Testament für alle, die sich auf den Weg machen, die Spuren Jesu nach zu gehen.

Testament bedeutet ursprünglich Zeugnis und hat das Ziel, Grundlegendes zusammenzufassen und noch einmal das deutlich zu machen, was jemandem wichtig ist. In aller Kürze soll es Linien eines Lebens ausdrücken und Überzeugungen festschreiben. Ein Testament ist gleichsam eine Autobiographie der Ideale eines Menschen. Die Abschiedsreden Jesu sind sein Testament. Nochmals legt er seinen Jüngern ans Herz, was ihm wichtig war und was er ihnen zeigen wollte. Den Kerngedanken des Leben Jesu hören wir im heutigen Evangelium:

Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe.

Jesu Leben kennt nur ein Ziel: Den Menschen seine Liebe zu erweisen. Quelle dieser Liebe ist die Liebe Gottes, von der er durch und durch geprägt ist. Jesu Wunsch ist es, dass alle Menschen zur gleichen Liebe fähig werden. Wie er, getragen von Gottes Liebe, in Liebe auf die Menschen zugeht, sollen nun die Menschen, getragen von seiner Liebe, auf alle anderen Menschen zugehen. Das, was bei Gott seinen Ursprung hat, soll bei allen Menschen ankommen, die Liebe.

Seine Gedanken drückt Jesus noch auf eine andere Art und Weise aus. Jesus spricht aus, wie er seine Beziehung zu den Menschen sieht: Ich nenne euch nicht mehr Knechte, vielmehr habe ich euch Freunde genannt.

Mit diesem Wort macht Jesus auf eine wichtige Qualität der Beziehung zwischen Gott und Mensch aufmerksam.

Ein Knecht, eine Magd, stehen in einem Dienstverhältnis. Ihre Verbindung mit dem Herrn besteht auf rein geschäftlicher Ebene. Wenn das Verhältnis gut ist, kann es freundschaftliche Züge bekommen, doch es bleibt eine klare Trennung und eine klare Hierarchie bestehen. Der Herr bleibt immer derjenige, der bestimmt und die Richtung vorgibt. Knechte/Mägde sind Befehlsempfänger.

Freunde stehen in einer anderen Beziehung zueinander. Zwischen Freunden besteht eine persönliche Beziehung. Sie mögen einander und sind für einander da. Freundschaft hat viel mit Gegenseitigkeit zu tun. Freunde teilen Geheimnisse miteinander, nehmen am Leben des anderen teil. Es gibt keinen Befehlsempfänger und keine Hierarchie. Miteinander suchen Freunde nach Richtung und Ziel des gemeinsamen Tuns.

Nun sagt Jesus zu seinen Jüngern und damit zu allen, die ihm nachfolgen: Ihr seid für mich nicht Knechte, ihr seid für mich Freunde.

Ein tolles Wort! Können wir es glauben und können wir es annehmen?

Wir sind es gewohnt, Gott als groß und allmächtig zu sehen und ihn als Herrn anzusprechen. Das alles ist richtig. Gott ist groß, unbegreiflich groß und trotzdem geht er auf uns zu und spricht uns an. Er wendet sich uns zu und bietet uns seine Freundschaft an. Wir Menschen sind nicht seine Knechte. In seiner Liebe hat uns Gott vielmehr in seine Nähe geholt und uns zu Freunden gemacht. Er hat alles Trennende zwischen sich und den Menschen überwunden und hat sich uns mitgeteilt. Genauso möchte er unser Leben teilen. Wie in einer guten Freundschaft möchte er an unserer Seite sein und ein Begleiter in unserem Leben.

Leben mit Gott ist geprägt von dieser persönlichen Beziehung. Wir lassen es zu, dass Gott in unser Leben kommt und teilen mit ihm alles, was unser Leben ausmacht. Gott wird zum Freund, der immer mit dabei ist.

Wenn Gott uns seine Freunde nennt, dann holt er uns zu sich an den Tisch. Er tut es, wenn wir jetzt gemeinsam Eucharistie feiern. Er tut es auch, wenn er uns Menschen mit hinein nimmt in das Werk seiner Schöpfung. Auch hier ist der Mensch nicht der Ausführende von irgendwelchen Befehlen oder Sklave des Schicksals. Der Mensch ist beauftragt, an Gottes Schöpfung mitzuarbeiten. Er ist mitverantwortlich an der Gestaltung unserer Gesellschaft und der gesamten Welt. Wenn Jesus uns seine Freunde nennt, dann lädt er uns ein, gemeinsam mit ihm die Welt zu gestalten. In seinem Testament ruft Jesus uns dazu auf, unserer Welt ein Gesicht zu geben, das von dem geprägt ist von der Liebe, denn die Liebe kommt von Gott.

Johannes schreibt in seinem Brief: Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist die Liebe. Eine Frage, die wir uns immer wieder stellen müssen, wenn wir von Gott reden und meinen in seinem Sinne zu handeln. Immer dann, wenn wir die Liebe leben, dann haben wir Gott wirklich erkannt und sind dabei, das Testament seines Sohnes zu erfüllen.

Geht und verkündet

Wer in Assisi die Basilika San Francesco verlassen will, der kann neben dem Portal ein Fresco entdecken. An dieser Stelle hat der Künstler die Himmelfahrt Jesu Christi dargestellt. Das Bild soll jedem auffallen, der die Kirche verlässt und ihn an den Auftrag des Auferstandenen bei seiner Himmelfahrt erinnern – Geht in alle Welt und verkündet allen Menschen das Evangelium.

Die Älteren unter uns erinnern sich noch an den Liedruf am Ende der alten lateinischen Liturgie. „Ite missa est!“ sang der Diakon oder Priester. Richtig übersetzt lautet dieser Ruf: Geht, ihr seid gesendet. Das heißt, ihr seid mit einer Sendung in der Welt unterwegs. Was im Kirchenraum geschieht, soll durch die Gläubigen weiter getragen werden. Damit wurde der Auftrag Jesu bei seiner Himmelfahrt aufgegriffen: Geht in alle Welt und verkündet allen Menschen das, was ihr eben erfahren habt, das Evangelium.

Damals schickte Jesus seine Jünger in die Welt, alles was sie bei ihm gesehen hatten, sollten sie in die ganze Welt tragen. Alle Völker sollen seine Botschaft, das Evangelium, hören.

Heute gilt der Auftrag Jesu uns. Wir sind gesandt, das Evangelium in die Welt zu tragen.

Was für ein das Evangelium? Kurz gesagt: das Evangelium ist die Botschaft von der Liebe Gottes, seiner bedingungslosen Zuwendung zu jedem Menschen. Inhalt des Evangeliums ist die Liebe, eine Botschaft, die froh macht und befreit.

Doch oft vermisse ich das Frohsein und das Befreitsein in den Gesichtern und den Worten und Taten der Christen.

Wo ist diese Botschaft der Liebe, dort wo ich dem anderen vorhalte, dass er nicht so ist, wie ich will oder wo ich ihm zugestehe, er selber zu sein?

Wo ist diese Botschaft der Liebe, dort wo ich die Fehler des anderen verkünde oder wo ich ihm die Ehre lasse?

Wo ist mein Glaube an meine Erlösung, wenn ich durch die meine Enge dem anderen seinen Glauben an die Freiheit nicht gönne oder wenn ich mich durch seine Weite herausfordern lasse?

Wenn man den Jüngern Jesu die Freude über das Evangelium nicht hätte im Gesicht stehen sehen, wäre unsere Kirche nie entstanden. Die Menschen ließen sich von den Aposteln anstecken, weil man ihnen die Freiheit und die Freude des Evangeliums ansah und sie spürte.

Wer uns heute begegnet, dem muss auffallen, dass wir das Evangelium kennen, weil man uns die Freiheit und die Liebe ansieht, die wir von Gott erfahren haben.

Geht in alle Welt und verkündet allen Menschen das Evangelium.

Wir sollen den Menschen nicht ihr anders sein vorhalten, sondern verkünden, dass Gott sie liebt, jeden einzelnen – so wie er ist. Das ist Frohe Botschaft – Evangelium, eine Botschaft die froh und frei macht.

Diese Botschaft von der Liebe Gottes gilt allen Menschen. Jesus sendet seine Jünger und uns in die ganze Welt, zu allen Völkern. Er macht keine Unterschiede zwischen Menschen bezüglich ihrer Herkunft oder Hautfarbe, ihrer Religion oder Konfession, ihrem Alter oder ihrer sozialen Stellung. Die Botschaft der Liebe Gottes gilt für alle Menschen.

Da ist es beschämend, dass es Menschen gibt, die abfällig über Ausländer reden und sich dabei sogar Christen nennen. Es ist erschütternd, dass Christen die Angst vor anderen Religionen schüren und damit das Klima in unserer Gesellschaft und unserer Welt vergiften. Es ist vollkommen daneben, wenn jemand sogar um die Befreiung von Ausländern bittet, wie man gerade in unserem Fürbittenbuch lesen kann. Das hat nichts mehr mit Christsein zu tun und denn es widerspricht dem Auftrag Jesu.

Die Botschaft von der Liebe Gottes gilt allen. Wir als Christen haben den Auftrag, sie zu allen Menschen zu bringen. Wer oder was die Menschen sind, die sie hören, tut nichts zur Sache. Es zählt nur, dass wir Christen sind, deshalb ist es unsere Aufgabe, die Liebe Gottes in –Wort und Tat zu verkünden.

Paulus schreibt: Ich ermahne euch, ein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an euch erging. Seid demütig, friedfertig und geduldig und ertragt einander in Liebe.

Mehr ist eigentlich nicht zu sagen.

Es ist nicht nötig, dass wir uns alle in die Marktstraße stellen und anfangen aus dem Evangelium vorzulesen. Die Verkündigung des Evangeliums geschieht in unserem Alltag, bei dem was wir Tag für Tag tun.

Wir verbreiten die Botschaft von der Liebe Gottes, wenn wir uns immer wieder ehrlich prüfen, ob das, was wir sagen und tun, wirklich der Liebe entspricht.

Wenn wir aktiv werden für den Wert und die Würde des Menschen, vielleicht nur durch eine Unterschrift, dann treten wir ein für Respekt und Achtung jedes Menschen, und tragen die Botschaft Jesu weiter. Wir verkünden Evangelium, indem wir uns Zeit nehmen für die Menschen um uns herum und sie spüren lassen, dass sie uns was wert sind.

Evangelium wird verkündet, wenn Menschen sich einsetzen für ein Zusammenleben aller Menschen in Gerechtigkeit und Frieden.

Die Verkündigung der frohen Botschaft kennt viele Formen. Sie hängen davon ab, ob jemand Franziskaner ist oder Arbeiter, Geschäftsmann oder Hausfrau, Erwachsener oder Kind. Jeder von uns ist von Jesus aufgerufen in seiner Art und mit seinen Möglichkeiten, in seiner Sprache und mit seinen Mitteln Evangelium zu verkünden. Die Formen mögen sich unterscheiden, der Inhalt der Botschaft aber ist immer der gleiche: Gott liebt seine Welt und alle die darin leben.

Die Freude in Fülle

Es war einmal eine Zeit, da war es den Christen verboten, sich zu freuen. Alles Lachen kam vom Teufel und wenn die Menschen an etwas Spaß hatten, dann wurde es ihnen meist als Sünde vermiest. Die Christen durften sich nicht freuen, weil die Freude erst im Paradies sein durfte. Hier in der Welt gab es nur Traurigkeit und es war eine wichtige Aufgabe, sich selbst Leid zuzufügen, um damit das Leiden Jesu zu ergänzen. Das Leben kannte nur Mühe und Leid. Die Freude blieb den Menschen in dieser Welt fremd. Dazu musste der Mensch erst in den Himmel kommen. Nur dort gab es Freude.

Es war einmal ..., so beginnen Märchen. Geschichten, die es nur in unser Fantasie gibt und die nicht wirklich sind. Doch leider ist die Geschichte vom verbotenen Lachen kein Märchen. Es gab eine Zeit, da meinte man in der Kirche, dass sich der Mensch nicht am Leben freuen dürfe, sondern die Welt nur ein trostloses Tal sei, dem man möglichst schnell entfliehen muss.

Es war einmal, ... diese Zeit ist Gott sei dank vorbei. Die Kirche hat sich daran erinnert, dass wir ja einen Grund zur Freude haben. Wir dürfen uns freuen, dass Jesus Christus geboren wurde und uns von Gottes Liebe erzählt hat. Jesus hören wir im heutigen Evangelium sagen, ich habe ihnen von dir, Vater, erzählt, damit sie meine Freude in Fülle in sich haben. Ich habe ihnen deinen Namen offenbart und dein Wort gegeben.

Jesus Christus hat uns Gott geoffenbart. Das heißt, er hat uns gezeigt, wie Gott jeden Menschen liebt und sich um jeden sorgt. Jesus hat uns gesagt, wie Gott ist. Er hat uns erzählt, dass Gott die Liebe ist und jeden Menschen hinein nimmt in diese Liebe. Jesus hat mit uns geteilt, was er selbst von seinem Vater bekommen hat, die Liebe, Damit hat er uns teilnehmen lassen an seiner Freude, der Liebe Gottes, des Vaters.

Wir Menschen haben also einen Grund zur Freude. Gott hat uns in seiner Liebe angenommen und sogar zu seinen Kindern gemacht. Wir sind von Gott geliebt, das kann uns niemand mehr nehmen.

Doch warum ist von dieser Freude sowenig zu spüren?

Wenn wir Kindern davon erzählen, dass Gott ihr Freund ist und sie liebt, dann ist noch die Freude über Gott spürbar. Doch je älter Menschen werden, desto mehr verlieren sie die Freude an Gott. Es ist als würde den Menschen die Freude an Gott gestohlen. Diese Räuber gibt es wirklich. Es beginnt schon, wenn mit Gott gedroht, den Menschen Gottes Strafe angedroht wird. Ich kenne keine Stelle im Evangelium, wo Jesus von Gott als dem Strafenden erzählt. Andere Räuber heißen Stress, Leistungsdruck. Sie nehmen uns die Luft zum Atmen. Ausgrenzung

drängt Menschen an den Rand unsere Gesellschaft. Das Gefühl, etwas zu versäumen oder jemanden hinterherzulaufen, nimmt die Kraft zum Leben. Dinge, die oft auch in unsere Kirche eingedrungen sind. Dabei müsste gerade die Gemeinschaft der Christen den Ort anbieten, wo jeder sein darf, wer er ist. Wo es möglich ist, sein eigenes Tempo zu gehen. Wo mir gesagt wird, es ist gut. Hier in unserer Kirche müsste das zu spüren sein, was den Menschen wirklich froh macht: Geborgenheit und Liebe. Hier wäre der Platz, wo es keinen Leistungsdruck gibt und Macht keine Rolle spielt. Hier müsste zu spüren sein, dass Menschen sich gegenseitig tragen und nicht einander ihre Fehler vorwerfen. Wenn das Wirklichkeit wäre, dann hätten wir Christen wirklich die Freude in Fülle.

Was hindert uns daran, unsere Kirche zu einem Ort der Freude zu machen? Vielleicht trifft das Wort Jesu auch hier den Kern. Er sagt: Die Menschen, die an mich glauben, sind von der Welt gehasst, weil sie nicht dazu passen. Welt ist hier zu verstehen als weltliches Denken – Streben nach Macht und Einfluss; die Versuchung einen möglichst guten Schnitt zu machen, ohne auf den anderen zu achten; gerne die Kontrolle über das Geschehen zu behalten ohne selbst etwas zu riskieren. Die Unfähigkeit, sich über Gaben zu freuen, weil Anspruchsdenken Geschenke nicht mehr zulässt.

Vieles von diesem Denken sich hat auch in den Köpfen unserer Kirche eingemischt. Macht und Einfluss spielen eine ähnlich große Rolle, wie in der Gesellschaft auch. Auch in der Kirche werden Besitzstände verteidigt. Oft lebt es sich bequemer Fragen zu vermeiden – besonders die, welche man sich selbst stellen müsste. Doch wo spricht Kirche vom Geschenk des Lebens und von der Liebe Gottes zu allen Menschen – nicht nur mit Worten sondern mit Taten? Und verstehen wir selbst noch, dass wir von Gott das Leben haben und geliebt sind – und freuen uns darüber?

Der erste Schritt zur Freude ist es, uns neu bewusst zu werden, dass vieles, was unser Leben ausmacht nicht selbstverständlich ist, sondern Gnade, Geschenk Gottes – auch wenn wir es uns erarbeitet haben. Dieser Gedanke führt uns wieder hin zur Dankbarkeit und zur Freude über Gott, den Geber des Lebens.

Ein zweiter Schritt ist es, Freude zu teilen. Das Sprichwort lautet: Geteilte Freude ist doppelte Freude. Zum einen tut es uns gut, wenn wir uns nicht nur allein freuen, sondern jemanden in unser Glück hineinnehmen. Zum anderen verändert es uns, wenn wir wieder lernen, uns mit anderen zu freuen. Mitfreuen heißt, dem anderen das Glück, seine Freude zu gönnen, mich darüber zu freuen, dass es ihm gut geht.

Ein dritter Schritt heißt, dem anderen zur Freude zu verhelfen, indem ich ihm den Raum gebe, den er zum Leben braucht oder ihm den Druck wegnehme, der ihn am Atmen hindert.

Jesus will, dass wir die Freude in Fülle haben. Wir haben allen Grund zur Freude, weil Gott für uns da ist. Teilen wir diese Freude auch mit anderen und zeigen wir ihnen, dass sie von Gott geliebt sind.

Be-Geist-ert

Von der Musik wird gesagt, dass sie eine Sprache ist, die jeder versteht. Doch stimmt das? Zumindest kann sie jeder hören beziehungsweise fühlen. Doch wenn es um die Musikrichtung geht, dann gehen die Geschmäcker schon auseinander. Das geht soweit, dass in Jugendtreffs die Jugendlichen sich eher nach Musikrichtungen sortieren als nach Nationalitäten.

Musik ist also nicht die Sprache, die jeder gleich versteht und die zur Verständigung beiträgt. Eine andere Sprache wird wirklich von allen Menschen verstanden. Es ist die Sprache der Liebe. Wenn ich jemandem begegne, der mich annimmt und sich mir zuneigt, der mir zeigt, dass er mich mag, das wird von mir verstanden – unabhängig von der Herkunft des anderen. Vielleicht wundere ich mich über ihn, aber ich verstehe ihn.

In der Apostelgeschichte heißt es, nachdem die Apostel den Geist empfangen hatten, traten sie vor das Volk und begannen zu reden. Und alle Menschen, egal woher sie stammten, verstanden sie.

Wir sprechen vom pfingstlichen Sprachwunder!

War es das Wunder, dass plötzlich die Apostel in den verschiedensten Sprachen zu reden begannen?

War es, dass sie die Worte trafen, die die Menschen verstanden und gerne annehmen konnten?

War es der Inhalt ihrer Worte, den plötzlich alle Menschen verstanden?

Wenn die Apostel aus dem Geist heraus redeten, den sie gerade empfangen hatten, dann war es eine Botschaft der Liebe, die sie den Menschen verkündeten. Es waren dieselben Worte, die ihnen Jesus immer wieder gepredigt hatte. Diese Worte der Liebe wurden nun durch seine Jünger weiter getragen. Schließlich war es sein Geist, den sie empfangen hatten.

Während die Sendung des Hl. Geistes in der Apostelgeschichte als großartiges Naturereignis geschildert wird, ist sie im Johannesevangelium eine eher stille Angelegenheit. Knappe Worte bekommen die Jünger in ihrer Wiedersehensfreude zu hören: Der Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch! Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebte, dem sind sie vergeben, wem nicht – dem nicht!

Das war's!

In diesen knappen Worten sind die wesentlichen Punkte der Geistsendung zusammen gefasst. Die Jünger stehen in der Sendung Jesu. Sie führen das weiter, was Jesus von seinem Vater als Auftrag erhalten hat. Mit ihrer Sendung beginnt nicht etwas inhaltlich Neues. Es gibt eine klare Grundlage ihres Auftrags – das ist das Leben und Wirken Jesu. Damit steht auch der Inhalt ihrer

Verkündigung fest: Ihr Auftrag ist es, die Botschaft von der Liebe Gottes weiter zu geben – in Wort und Tat. Auf diesem Hintergrund hat die Kirche festgelegt, dass es keine Offenbarung des Willens Gottes mehr geben wird. Durch Jesus Christus ist alles gesagt worden, was zu sagen war. Inhalt christlichen Glaubens und christlicher Verkündigung kann allein die Botschaft Jesu, die Heilige Schrift sein. Christus allein kennt Gott ganz und gar. Das was er von Gott erfahren hat, hat er den Menschen gesagt. Weitere Offenbarungen gibt es nicht mehr.

Daher ist es Auftrag der Jünger Jesu, dessen Sendung weiterzuführen. Damit sie diesen Auftrag erfüllen können, empfangen sie durch Jesus den Heiligen Geist. Es ist derselbe Geist, der Jesus mit seinem Vater verbindet. Es ist derselbe Geist, der Jesus zu seinem Handeln antreibt. Es ist derselbe Geist, der von Gott herkommt. Dieser Geist wird den Jüngern sagen, was zu tun ist. Er ist die Orientierung für ihre Verkündigung und ihr Handeln. Dieser Geist hat einen Namen: er ist die Liebe!

Der Auftrag Jesu geht soweit, dass er den Menschen sogar ein göttliches Privileg zuspricht: Es ist den Menschen aufgetragen, Sünden zu vergeben. Gottes vergebende Liebe soll sich auch im Wirken der Menschen ausdrücken.

Dieser Geist, den die Apostel von Jesus empfangen, wohnt auch in uns. In der Taufe haben wir Gottes Geist empfangen. Es ist der Geist, der uns Gott als Vater anreden lässt. Es ist der Geist, der Jesus in seinem Handeln begleitet hat. Es ist der Geist, der uns antworten hilft auf die Liebe, die wir von Gott erfahren haben.

Dieser Geist ist es, der uns die Sprache lehrt, die alle Menschen verstehen – die Sprache der Liebe.

Wie diese Sprache sich anhört, schreibt der Apostel Paulus:

Früchte des Geistes sind neben der Liebe:

Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung.

Freude wächst aus der Gelassenheit, dem Getragensein, der Zufriedenheit, dem Vertrauen und steckt Menschen an. Sie schafft es, Verkrampfungen in den Beziehungen zwischen Menschen zu lösen, Depressionen abzubauen und lässt positiv denken.

Friede gibt es nur, wenn Menschen einander Freiräume zugestehen und die Freiheit schenken und lassen. Eine Grundvoraussetzung für Frieden ist eine Gerechtigkeit, die den Menschen in seinen Bedürfnissen im Blick hat und ihm zugesteht, sein Leben entsprechen zu gestalten. Dazu braucht es die entsprechenden Freiräume und die Freiheit. Ein Blick in den Irak zeigt, dass sich Friede nie mit Gewalt und Druck herstellen lässt, sondern nur mit Toleranz und Akzeptanz.

Langmut erfordert Geduld, die den anderen einfach sein lassen kann, auch wenn er mir gegen den Strich geht.

Freundlichkeit wird Menschen gewinnen, wenn sie ehrlich aus dem Herzen kommt und nicht nur ein Hochziehen der Mundwinkel ist. Sie herrscht dann, wenn ich es ehrlich gut mit dem anderen meine.

Die Güte, die Fähigkeit den anderen gut sein zu lassen, auch wenn er etwas verbockt hat.

Treue – zu jemand stehen und mit ihm durch dick und dünn gehen. Ich bin wer, dem man trauen und vertrauen kann. Was ich sage, das gilt.

Sanftmut ist die Fähigkeit, in Ruhe auch die Dinge zu sagen, die unangenehm sind. Dabei darf der andere spüren, dass ich ihm helfen und nicht ihn fertig machen will.

Selbstbeherrschung schließlich ist die Kunst, nicht immer nur ICH zu sagen. Sondern zu erkennen, was ich wirklich brauche, damit mein Leben gut wird.

Eine lange Liste der Früchte des Heiligen Geistes. Immer wieder schlägt der Geist selbst durch – die Liebe.

Diesen Geist tragen wir ins uns! Was hindert uns daran, aus diesem Geist zu leben und so den Auftrag Jesu weiterzuführen?

Das Verbindende

Ein paar Gedanken zum heutigen Tagesgebet:

Im heutigen Gebet wird uns eine Vision vor Augen gestellt.

Ein Volk wird aus allen Völkern zusammengeführt.

Nicht das Trennende wird dabei betont, sondern das Verbindende.

Weiter heißt es: Die Kirche ist Sauerteig für die gesamte Menschheit, die zu einer großen Familie werden soll.

Ein schöner Gedanke – die ganze Welt, alle Völker sollen zu einer Familie werden. Damit Kirche auf diesem Weg Sauerteig für die Menschheit sein kann, muss sie er bei sich selbst damit beginnen, auf eine große Familie hinzuarbeiten.

Der Ökumenische Kirchentag war ein Schritt dahin, auch wenn es noch viele Schritte sein werden, die zu gehen sind. Die Tage in Berlin wurden zum großen Fest, weil versucht wurde, die Gemeinsamkeiten zu leben. Es war der Geschmack von dem, was Kirche sein könnte. Eine große Gemeinschaft, die glauben feiert und nicht mehr regiert wird von der Angst vor Machtverlust und verlorenem Einfluss.

Der Kirchentag war ein Ort, wo die Lebendigkeit des Heiligen Geistes sichtbar war. Viele Menschen waren zusammen in dem Bewusstsein, dass Gott unter den Menschen lebt und wirkt. Das ist Kirche, wie sie Zukunft hat.

So eine Kirche hätte auch Bedeutung für Deutschland und Europa.

Wir fürchten immer, Kirche hat nichts mehr zu sagen. Ihre Rolle in der Gesellschaft ist vorbei. Niemand kümmert sich mehr um ihre Worte.

Solange unsere Kirchen nur im eigenen Saft schmoren, ihre Wunden pflegen und nicht bereit sind aufeinander zuzugehen, wird man sie nicht beachten. Wenn sich aber alle Christen gemeinsam für etwas stark machen, werden sie nicht überhört werden. Es ist höchste Zeit, nicht mehr angstvoll auf das zu achten, was Christen trennt, sondern zu einem gemeinsamen Weg zu finden. Dann wird Kirche wirklich was zu sagen haben und Sauerteig der Menschheit sein.

Dreifaltigkeitssonntag 2003

Wenn wir eine Reise gemacht haben, oder wie ich vergangene Woche auf Zeltlager waren, dann gibt es Erlebnisse, die können wir einfach beschreiben und so dem anderen erzählen, was wir erlebt haben. Er kann sich dann ein Bild von unserer Erfahrung machen.

Es wird aber auch Erfahrungen geben, die können wir nicht erzählen, weil sie nicht beschreibbar sind. Diese Erlebnisse lassen sich höchstens umschreiben und durch Bilder ins Wort bringen. Wir hoffen dann, dass uns der andere etwas verstehen kann.

Wenn es um Gott geht, dann stößt der Mensch schnell an die Grenzen seines Verstehens. Erfahrungen mit Gott sind nicht erzählbar. Es sind Erfahrungen, die so tief gehen, dass sie sich auf einer ganz persönlichen Ebene abspielen. Will der Mensch von seinen Gottesbegegnungen erzählen, dann kann nur versuchen, mit Bildern das auszudrücken, was er ahnt.

Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist ein Mysterium Gottes, welches der Mensch nicht ergründen kann. Allein schon das Wort Mysterium drückt dies aus. Es gibt Geheimnisse, da will man vor jemanden etwas verbergen, weil man nicht will, dass der andere etwas erfährt. Wenn wir aber vom Mysterium sprechen, dann will man zwar etwas mitteilen, es bleibt aber ein Geheimnis, weil der Mensch etwas nicht begreifen kann. So bleibt es für die Menschen unverständlich, wie sich das mit Vater, Sohn und Heiligen Geist verhält. Auch wenn die Rede von der Dreifaltigkeit das Mysterium Gottes nicht erklärt, so kann der Mensch doch versuchen, mit diesem Bild etwas von Gott zu sagen. Es ist ein Versuch, die verschiedenen Formen der Erfahrung Gottes zusammen zu denken, wie sie in der Hl. Schrift überliefert sind.

Die Texte der Heiligen Schrift wollen uns Erfahrungen der Menschen mit Gott nahe bringen. Dabei lassen sich drei Grundideen ausmachen:

Die Lesung aus dem Buch Deuteronomium stellt Gott als Jahwe vor. Das heißt: Gott ist der, der immer mit dem seinem Volk ist. Dieser Gott ist der Gott des Bundes

In diesem kurzen Satz drückt sich die Erfahrung des Volkes Israels mit seinem Gott aus. Es ist eine Geschichte der Zuwendung und Treue. Gott ist es, der zu seinem Volk spricht und eine persönliche Beziehung zu den Menschen aufbaut. Das Volk Israel darf die Erfahrung machen, dass es durch die Hilfe Gottes aus der Sklaverei in die Freiheit geführt wird. Diese Erfahrung Gottes bleibt der tragende Boden für die gesamte Geschichte des Volkes Israels. Ihren Ausgangspunkt hat diese Geschichte bereits mit der Schöpfung genommen. Gott wird

als der dargestellt, der dem Menschen die Welt bereitet. Alle Geschöpfe werden um den Menschen herum aufgebaut. Der Mensch selbst ist der Mittelpunkt und die Krone der ganzen Schöpfung. Er ist der Vertraute Gottes, dem alles angeboten wird.

Als der Mensch sich durch Treulosigkeit aus dem Paradies hinaustreibt und mit seinem Handeln die Sintflut auslöst, bietet Gott dem Noah einen Bund an. Er verspricht bei allem Verhalten der Menschen, dass nie mehr ein Ereignis wie die Sintflut über den Menschen hereinbrechen wird.

Abraham macht sich auf Gottes Verheißung hin auf den Weg in ein fernes Land und bekommt die Zusage, dass sein Volk groß sein wird.

Moses erfährt schließlich den Namen Gottes und macht sich auf in das Gelobte Land. Auf dem Weg dorthin schließt Gott am Sinai einen Bund mit dem ganzen Volk.

Immer wieder wendet Gott sich seinem Volk zu und denkt an seine Bundeszusage. Die ganze Geschichte des Volkes Israel ist geprägt davon, dass Gott ihm die Treue hält und immer wieder Barmherzigkeit walten lässt.

Ein neues Zeichen der Zuwendung Gottes ereignet sich mit der Geburt Jesu. Gott selbst wird Mensch, um den Menschen zu retten. Er gibt sich hinein in die menschliche Wirklichkeit. Während sich Gott bisher dem Volk als Ganzem zugewandt hat, geht er nun auf den einzelnen Menschen zu. In Jesus tritt Gott dem Menschen entgegen und sieht jeden einzelnen in seiner Bedürftigkeit. Die Barmherzigkeit und Gnade Gottes bekommt ein neues Gesicht. Als Sohn wendet Gott sich den Menschen zu und nimmt sie hinein in die Gemeinschaft der Kinder Gottes. Er wird zum Bruder der Menschen. Damit ist der Mensch nicht mehr nur Bundesgenosse Gottes, er ist Familienmitglied.

Eine dritte Qualität der Zuwendung Gottes ereignet sich mit dem Heiligen Geist. Nun ist Gott nicht mehr ein Gegenüber, sondern er nimmt Wohnung im Menschen. Es ist die intimste Form der Zuwendung Gottes. Mit seinem Geist wird Gott fester Bestandteil des menschlichen Lebens. Wir selbst tragen diesen Geist in uns als eine Kraft, die uns antreibt und in uns am Werk bleibt. Nun wird der Mensch selbst zum Ort, von dem aus sich Gott den anderen zuwendet.

Wir erfahren die Gegenwart Gottes auf unterschiedliche Weise, doch bleibt er immer der eine, der sich in Liebe den Menschen zuwendet, sei es der Vater, von dem alles ausgeht, sei es der Sohn, der jedem Menschen begegnet, sei es der Geist, der in uns wirkt.

In der christlichen Taufformel drückt sich diese dreifache Erfahrung Gottes aus. „Tauft alle im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ trägt Jesus den Jüngern auf. Damit wird nochmals der Bogen geschlagen von Gott Vater, dem Schöpfer der Welt hin zu Jesus Christus, dem Menschensohn, der am Ende der Zeiten als Herrscher wiederkommen wird. Der Verbindende ist der Heilige Geist, der bleibende Beistand Gottes bei den Menschen. Durch in sind wir hineingenommen in das Mysterium Gottes als seine Kinder, die neuen Boten der Zuwendung Gottes.

Boot im Sturm

Boot oder Schiff – ein Begriff, der oft für das Leben einer Gruppe oder das Leben überhaupt verwendet wird. Dieses Bild passt gut, weil durch die Wände des Bootes ein gewisser Freiraum geschaffen wird, der von der Umgebung abgeschirmt und geschützt ist. Das Boot gleitet durch eine Umgebung, die nicht immer freundlich zum Menschen ist.

Das Evangelium erzählt von einer Schifffahrt. Diese lässt sich als Bild für das Leben verwenden. Holen wir uns dieses Bild noch einmal vor Augen:

Wir sitzen in einem Boot. Um uns herum ist alles ruhig. Leichtes Schaukeln - es ist richtig gemütlich im Boot. Wir haben es uns eingerichtet und bequem gemacht. Das Ruder ist ausgerichtet, nichts kann passieren. Da plötzlich ein Sturm! Wir bekommen Angst um unser Leben. Was können wir tun?

Dieses Boot kann für vieles stehen.

Es kann für die Gesellschaft stehen mit all den bekannten Problemen. Es kann für die Kirche stehen, die in den Sturm aktueller Anfragen geraten ist. Es kann für unseren persönlichen Glauben stehen mit all den Anfragen und dem Gefühl, das nichts mehr ist, wie es war.

Der Sturm löst im Boot Angst aus. Unsicherheit, Angst vor dem was kommt, ist es nicht leichter einen Gewohnten zu bleiben? Leider geht das nicht, denn der Sturm kommt ungerufen und unabwendbar.

Im Evangelium spricht Jesus zu Meer und Wind – sie werden ruhig. Und er gibt eine gemeine Frage mit: warum habt ihr überhaupt Angst? Habt ihr noch immer keinen Glauben?

Bei Paulus lesen eine Kurzfassung dieses Glaubens: durch Jesus Christus sind wir Menschen neue Schöpfung geworden. Menschen mit einer neuen Motivation. Wir haben verstanden, dass Christus aus Liebe für uns gestorben und auferstanden ist. Die Liebe Christi drängt uns! schreibt Paulus. Sie ist die neue Motivation für unser Leben. Seine Liebe drängt uns zu Liebe. Kann diese Liebe den Sturm in unserem Boot beruhigen?

Sehen wir uns unser Schiff Gesellschaft an: vieles ist auf eine solidarische Gemeinschaft hin ausgerichtet. Das heißt, dass so manche Kasse nichts mit einem Sparkonto zu tun hat. Auf ein Sparkonto zahle ich etwas ein, um dann mehr herauszubekommen. In eine Kasse der Solidarität zahlen alle etwas ein, damit die mitgetragen werden, die selber nicht mehr können. Wie viel ich bekomme, hängt an meiner Not - Wendingkeit **nicht** an dem, was ich gegeben habe. Solange die Kassen unseres Sozialsystems mit Sparkassen verwechselt werden, wird keine Reform diese Probleme in unserer Gesellschaft lösen.

Zum Gelingen einer solidarischen Gemeinschaft helfen nicht Gesetze und Reformen, sondern die entsprechende Motivation. Nur ein Denken, das andere mitträgt und auch mal gibt ohne zunehmen, baut eine solidarische Gesellschaft. Dieses Denken heißt auch Nächstenliebe.

Das Boot Kirche führte lange Zeit ein sehr eigenständiges Leben. Ihr Wort galt und Menschen richteten sich ungefragt nach ihr aus. Ruhig konnte das Boot Kirche seine Bahn ziehen. Diese Zeiten sind vorbei! Auch wenn wir es nicht glauben wollen, es gibt Konkurrenz. Menschen denken selber nach, wählen aus aus dem Angebot der Weltanschauungen und entscheiden sich oft gegen die Kirche. Im Sturm der Zeit läuft Kirche Gefahr, keine Antworten mehr auf die Fragen der Menschen zu geben. Gerade heute ist Kirche gefragt, klar auch unbequeme Antworten zu geben auf heutige Fragen: Gentechnik, Lage in Deutschland, Sozialreform, weltweite Lage, Friedensdiskussion,...

Wo ist die Stimme der Kirche in Deutschland? Hat sie keine Antworten? Oder ist sie so sehr mit internen Problemen beschäftigt sein, dass sie übersieht, was sie zu sagen hätte? Gerade heute wäre es wichtig, nicht aufzuhören mit den Forderungen nach dem unbedingten Schutz der Menschenwürde und Gerechtigkeit. Leider herrscht oft der Eindruck, dass die Gedanken der Kirchenleitung und die Fragen des Volkes immer weiter auseinander fallen. Jemand aber, der die Fragen nicht hört, dessen Antworten wird man auch nicht anhören.

Im Boot der Kirche herrscht ein gewaltiger Sturm. Es wäre Aufgabe der Kirche, mit der Stimme Jesu – der Stimme der Liebe – Meer und Wind zu beruhigen?

Bleibt noch das Boot des persönlichen Glaubens: auch dieses Boot scheint in den Sturm geraten. Bleibt denn nichts mehr? Die Theologie, das Nachdenken über Gott, verdirbt ja doch den Menschen. Nicht einmal mehr der Glaube bleibt.

Was ist denn dieser Glaube?

Jeder Mensch verändert im Laufe seines Lebens auch seinen Glauben. Als ein Kind glaubt er anders als ein Jugendlicher. Und als altgewordener Mensch denkt er anders über Gott als ein junger Erwachsener. Die Gestalt des Glaubens hängt immer von der Lebenssituation des Glaubenden ab.

Jeder Mensch glaubt anders. Es wird nicht zwei Menschen geben, die gleich glauben. Jeder Mensch hat eine andere Erfahrung mit Gott. Jeder kennt eine andere Fassade des Angesichtes Gottes. Die Religion kann nur einen Rahmen geben. Für uns stützt sich dieser Rahmen auf die Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift. Wenn wir von der Gemeinschaft der Glaubenden

sprechen, dann meinen wir damit die Menschen, die die gleiche Glaubensgrundlage haben. Im persönlichen Glauben wird es immer Unterschiede zwischen Menschen geben.

Auch der Glaube der Kirche und die Feier des Glaubens verändern sich. Kirche steht in einer festen Beziehung zu Menschen, die sich verändern. Diese Beziehung bleibt nur bestehen, wenn sich Kirche immer wieder mit den Menschen auseinandersetzt, die zu ihr gehören.

Veränderung lässt sich nicht vermeiden! Ich kann zwar so tun, als ob alles gleich bliebe, dann aber wird diese Beziehung irgendwann brechen. Ein Glaube der sich nicht verändert, wird irgendwann nicht mehr halten. Wenn er nicht mehr zu mir passt und damit trägt, dann habe ich den Glauben wirklich verloren.

Will ich Glauben behalten, dann muss ich Auseinandersetzungen und Fragen zulassen. Dieser Prozess ist schmerzlich, aber mein Glaube wird lebendig und tragfähig. Im ständigen Ringen um eine Beziehung mit Gott werde ich Gott selbst entdecken. Ich werde Gott begegnen als meinen Ursprung, meinen Begleiter und meinen Ziel. Schritt um Schritt werden Gelassenheit und Vertrauen Unsicherheit und Angst ablösen. Gott selbst schenkt mir die Ruhe nach dem Sturm. Ich werde zur neuen Schöpfung, von der Paulus spricht. Ist Glaube lebendig geworden, dann sind äußere Formen nicht mehr so wichtig. Was mich dann trägt sind nicht irgendwelche Regeln, sondern die Liebe Jesu Christi. Diese habe ich erfahren und sie drängt mich!

Stehen können

Wer selber Kinder hat oder Familien mit Kindern verbunden ist, der kennt den großen Moment in jeder Familie, wenn ein kleines Kind zum ersten Mal selber stehen kann. Ein Strahlen geht über sein Gesicht und das Gesicht aller Anwesenden. Endlich ist es soweit. Der kleine Mensch kann aufrecht stehen und bekommt damit einen ganz anderen Überblick über das Geschehen um sich herum. Ein weiteres großes Ereignis ist es dann, wenn das kleine Kind schließlich aufrecht laufen kann.

Wir selbst haben vielleicht schon die Erfahrung gemacht, was es heißt, wenn wir nicht selbstständig stehen können, weil ein Beinbruch oder sonst ein Eingriff uns von den Füßen geholt hat. Wie unbeholfen sind wir und wie unangenehm ist es, wenn wir weder stehen noch selber gehen können. Wir wünschen uns dann, möglichst bald wieder aufrecht stehen und gehen zu können.

Ist es da vorstellbar, dass sich ein Mensch freiwillig auf den Boden legt, auf das Aufgerichtet sein verzichtet? Wer in der Schule unterrichtet oder vielleicht an einer Gesprächsrunde teilgenommen hat, der könnte die Erfahrung gemacht haben, dass Menschen auf ihre aufrechte Haltung verzichten. Schüler, die im Unterricht nicht angesprochen werden wollen, schauen oft zu Boden oder einfach weg und vermeiden den Sichtkontakt zum Lehrer. Sie hoffen, wenn ich meinen Lehrer nicht ansehe, dann wird er mich mit seinen Fragen verschonen. Lieber mache ich mich klein und unscheinbar – fühle mich vielleicht auch klein, als dass ich als aufrechter selbstbewusster Mensch in die Pflicht genommen werde.

Vom Propheten Ezechiel hören wir heute, dass er der Herrlichkeit des Herrn begegnet und sich zu Boden wirft – vor Ehrfurcht. Die Größe des Herrn lässt ihn zu Boden sinken und erschauern. Vielleicht geht er mit seinen Anforderungen an mir vorüber, wenn ich ihm so deutlich zeige, wie unwürdig und unfähig ich vor ihm bin.

Doch der Herr sagt zu ihm: Stell dich auf die Füße! Schau mich an, ich rede mit dir! Mach dich nicht kleiner als du bist, genau mit dir habe ich etwas vor!

Gott spricht Ezechiel direkt an. Du, mit dir rede ich, nicht mit irgendeinem anderen! Du musst gehen, weil ich es will. Damit zeigt ihm Gott, was er für eine Meinung von ihm hat. Er hält etwas von Ezechiel. Genau dieser ist der richtige Mann für seine Sache. Ezechiel braucht er als Boten keinen anderen sonst. Da kann sich der Prophet noch so klein machen, es hilft ihm nicht.

Erkennen wir uns in der Situation Ezechiels wieder? Uns sind unsere Unvollkommenheit und Schwächen bekannt. Was können wir für den großen Gott schon tun? Was haben wir den Menschen schon zu sagen? Wir sind ja so klein?

Vielleicht ist es unser Kleinsein – vielleicht ist es aber auch das Verstecken eines Schülers, der sich vor den Anforderungen seines Lehrers verbergen will. Der Anspruch Gottes, sein Wort für uns, enthält eine große Anforderung an uns. Manchmal es macht uns Angst. Doch Gott sagt auch uns: Stell dich auf die Füße und sieh mich an, mit dir rede ich, gerade mit dir habe ich etwas vor!

Wer sich auf die Begegnung mit Gott einlässt, muss sich von Gott auch ernst nehmen lassen. Gott weiß um unsere Möglichkeiten und fordert uns auf, dass wir sie nützen. Gott meint es ernst, wenn er uns in seinen Dienst nimmt. Daran kommen wir nicht vorbei, auch wenn wir uns noch so klein machen vor ihm.

Dass zu diesem Dienst auch Scheitern gehört, das muss Jesus selbst erleben. Wie wir heute im Evangelium lesen, kommt auch er nicht überall mit seiner Botschaft an. Doch Jesus lässt sich nicht entmutigen. Er macht weiter bei der Verkündigung seiner Botschaft, der Botschaft von der Liebe Gottes, den der Auftrag seines Vaters bleibt. Wer allerdings diese Botschaft ablehnt, der lehnt auch das Heil ab, das in der Botschaft Gottes steckt. Im Evangelium heißt es auch, dass Jesus dort, wo man seine Botschaft nicht hören wollte, keine Wunder tun konnte. Das Heil, das von ihm kommt ist eng mit seiner Botschaft verbunden. Nur wenn wir uns von Gott annehmen lassen, werden wir sein Heil erfahren.

Wenn wir uns von Gott annehmen lassen, dann müssen wir uns auch sagen lassen, Steh auf und sieh mich an, ich rede mit dir, du bist es, dich sende ich, damit du meine Botschaft den Menschen verkündest.

Geht in die Welt

Wer in München durch die Fußgängerzone geht, kann erleben, dass vor der Kirche St. Michael ein Mann steht, der laut predigt. Manchmal bleiben Menschen stehen, um ihm zuzuhören, die meisten gehen einfach vorbei.

Wäre das die richtige Methode für unsere Kirche, wieder auf sich aufmerksam zu machen?

Wer von ihnen würde sich mit vor St. Michael stellen oder bei uns an den Winzerer in der Marktstraße und predigen?

Diese Art der Verkündigung ist eher nicht unser Stil. Da liegt mir eher die Art, wie Franziskus Mission versteht. Er trägt seinen Brüdern auf, so zu leben, wie es ihrem Glauben entspricht, dann werden die Menschen auch ins fragen kommen. Das ist eine sehr unaufdringliche Art zu verkündigen.

Mit seiner Idee von Mission stützt sich Franziskus auf das heutige Evangelium. Wir hören heute, wie Jesus seine Jünger auf den Weg schickt. Sie sollen zu den Menschen gehen und ihnen die Botschaft vom Heil verkündigen. Der Meister schickt seine Jünger aus, damit sie in seine Fußspuren treten und das weiterführen, was er begonnen hat. Damit werden verschiedene Eckpunkte von Verkündigung gesetzt.

Verschiedene Gedanken hierzu:

1. Mit der Aussendung der Jünger wird klar, dass Glaube keine Privatsache, sondern mit einem Auftrag für die Welt verbunden ist. Ich kann nicht in der Abgeschlossenheit meiner vier Wände Christ sein. Christentum geschieht in der Welt und für die Welt. Mehrfach sendet Jesus seine Jünger aus. Sie sollen zu den Menschen gehen, dorthin, wo sich das ganz normale Leben abspielt. Dort bin ich Christ. Christsein kann ich nur in der Welt bei den Menschen mit ihrer Not, indem ich das Leben der Menschen teile.

Die Jünger werden von Jesus beauftragt, den Menschen Heil zu bringen. Es ist ein Auftrag für die Welt. Im Namen Jesu unterwegs sein bedeutet, dass ich an meinem Ort mit meinen Möglichkeiten beginne, das Reich Gottes aufzubauen und so Heil bewirke. Das geschieht durch mein Bemühen, jeden Menschen in seiner Einzigartigkeit und Eigenart wahrzunehmen und ihm nach Möglichkeit gerecht zu werden. So beginnen Gerechtigkeit und Frieden zu wachsen.

Unser Glaube geschieht in Gemeinschaft. Jesus sendet seine Jünger zwei und zwei aus. Gemeinsam sollen sie ihren Glauben in die Welt tragen. Einerseits können sich die Jünger so gegenseitig stützen, ihren Glauben und ihr Leben teilen und einander Hilfe sein. Andererseits geben sie durch die Art und Weise, wie sie miteinander umgehen, ein Zeugnis ihres Glaubens.

Die erste Ebene der Verkündigung des Evangeliums geschieht durch das konkrete Leben. Damit wie wir Christen miteinander umgehen, verkündigen wir die Botschaft vom Reich Gottes. Unser Leben soll zeigen, dass Christus selbst unter uns ist. Wenn wir jedoch genau hinsehen, werden wir entdecken, dass es noch viel zu tun gibt in unseren Gemeinden und zwischen den christlichen Konfessionen. Erst wenn unser Denken frei wird von gegenseitigen Vorwürfen und Mutmaßungen kann sie wirklich Zeugnis für unseren gemeinsamen christlichen Glauben geben. Im gegenseitigen Respekt und gegenseitiger Anerkennung zeigt sich, dass wir an Jesus Christus glauben.

Die Botschaft unseres Glaubens ist einfach. Sie zu verkündigen gelingt mit einfachen Mitteln. Wenn Jesus seine Jünger aussendet, dann gibt er ihnen nichts mit auf den Weg. Sehr einfach sind die Brüder unterwegs, nur mit dem was sie am Leib tragen. Damit haben sie nur sich selbst, um unter die Leute zu bringen, was von Jesus kommt. Mit ihrem eigenen Leben tragen sie Jesu Botschaft weiter. Es ist ein Leben in der Abhängigkeit von Gott und dem, was er den Menschen gibt. Das Bewusstsein, dass alles, was wir sind und haben von Gott kommt führt uns hin zur Dankbarkeit für das, was kommt. Nur wer sich von Gott abhängig weiß, der kann die Erfahrung machen, dass sich Gott um den Menschen kümmert und in seinem Leben da ist.

Inhalt der Verkündigung ist der Aufruf zur Umkehr. Die Menschen sollen sich daran erinnern, dass sie von Gott beschenkt sind. Paulus weist seine Gemeinde hin auf das Geschenk der Gotteskindschaft. Von Anfang an ist der Mensch von Gott als Kind angenommen. Das ist seine Bestimmung und aus diesem Angenommensein soll er leben. Sich als Mensch von Gott angenommen zu wissen, ist das Heil, das alle erfahren. Dieses Geschenk erfüllt die Jünger Jesu und drängt sie dazu, Gottes Heil zu verkünden und zu wirken.

Verkündigung der Botschaft Jesu geschieht unaufdringlich. Wenn die Jünger in einen Ort kommen und nicht aufgenommen werden, dann sollen sie weitergehen. Jesus erwartet von ihnen nicht, dass sie möglichst viele Menschen mit ihrer Überzeugung bekehren. Nur wer sich auf ihre Botschaft einlassen will, den sollen sie aufsuchen und bei ihm wohnen. Wer nicht will, der hat schon – an dem geht die Frohbotschaft vorüber.

Nehmen wir die Botschaft von der Liebe Gottes an. Lassen wir das Heil zu und beginnen wir damit, durch unser Leben die Botschaft von der Liebe Gottes zu verkünden.

Eine Quelle, die verbindet

Manchmal landen Zeitschriftenartikel bei uns, die regen mich auf. So geschehen in der vergangenen Woche. Uns wurde die Kopie eines Artikels in den Briefkasten gelegt, der sich mit einer neuen evangelischen Bischöfin beschäftigt. Man mag zu der Entscheidung der evangelischen Kirche bezüglich der Besetzung ihrer Ämter stehen wie man will, mich ärgert, wie über diese Frau geurteilt wird. Ihr Einsatz für die Gleichberechtigung der Frau auch in der Kirche wird ebenso beschimpft wie ihr Einsatz für die Länder der Dritten Welt. Der Einsatz für Frauen wird mit Satanismus und das Engagement für die Unterdrückten mit Kommunismus kommentiert. Der gesamte Artikel nimmt die Einsetzung einer Bischöfin zum Anlass, zu einem Rundumschlag gegen alles auszuholen, was irgendwie nach einer Verbesserung des Verhältnisses zu den Evangelischen Kirchen oder einer Veränderung der Kirche im Sinne des II. Vatikanischen Konzils riechen könnte. In welcher Angst muss ein Mensch leben, der so einen Artikel schreibt? Haben solche Aussagen etwas mit der freimachenden Botschaft von Jesus Christus zu tun oder sind sie nicht vielmehr antichristlich im vollen Sinne des Wortes, nämlich gegen die Botschaft Jesu Christi gerichtet?

Mich machen solche Artikeln auch traurig, weil sie für mich ein Stück mittelalterliche Mentalität wieder einführen. Sehr schnell werden Urteile über den Glauben des anderen gefällt, Menschen verketzert und als Heiden abgeurteilt. Alles, was nicht dem Glauben von vor ungefähr 150 Jahren entspricht, gilt als Unglaube und ist damit Heidentum. Vergessen ist das Ringen um den christlichen Glauben in den ersten Jahrhunderten nach dem Tod Jesu, vergessen das Suchen der großen Theologen Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Bonaventura, und vieler anderer. Vergessen auch, dass es für unseren Glauben eine zentrale Grundlage gibt, an dem sich alles andere auszurichten hat: das Evangelium Jesu Christi.

Jesus, der Ursprung und die Quelle unseres Lebens! Als die Jünger von ihrer Aussendung zurückkommen – das Evangelium spricht heute davon – zieht sich Jesus mit ihnen zurück. Sie gehen an einen einsamen Ort, wollen für sich sein. Einerseits sollen sich die Jünger von den Strapazen der Verkündigung ausruhen, andererseits brauchen die Jünger seine Ermunterung und seine Lehre, um weiter unter den Leuten tätig sein zu können. Das Leben und die damit verbundene Verkündigung des Glaubens braucht das Zurückziehen und das Hören auf die Worte Jesu, um seine Botschaft unter die Leute bringen zu können. Die geistlichen Lehrer unserer Kirche weisen immer wieder auf diese beiden Dimensionen des christlichen Lebens hin. Sie nennen es Aktion und Kontemplation oder wie Benedikt bete und arbeite. Dahinter steht die

Erfahrung, dass der Mensch nur geben kann, was er selbst immer wieder neu empfängt und erfährt. Das Evangelium Jesu Christi kann er nur dann verkünden, wenn er selbst immer wieder die Botschaft der Hl. Schrift hört und in sich aufnimmt. In der Begegnung mit dem Wort Gottes wird der Mensch fähig, den Menschen im Sinne Gottes zu begegnen. In Wort und Sakrament empfängt der Mensch den Geist, der ihn im Auftrag Gottes handeln lässt. Wer diese Rückbindung aufgibt, dessen Glaube wird haltlos. Er bekommt Angst und versucht sich vor allem Fremden abzuschotten. Er beginnt Mauern gegen jede Verunsicherung aufzubauen und zieht tiefe Gräben um sich herum.

Der Glaube an Jesus Christus weist einen anderen Weg. Jesus baut keine Mauern auf, sondern reißt sie nieder. Wir haben gehört, was der Apostel Paulus schreibt:

Wer in der Ferne war, ist jetzt durch das Blut Jesu in die Nähe gekommen. Sein Sterben hat die trennende Wand der Feindschaft zwischen Juden und Heiden niedergerissen. Durch sein Kreuz stiftete er Frieden und tötete die Feindschaft. Er kam und verkündete den Frieden. Durch ihn haben wir beide in dem einen Geist Zugang zum Vater.

Lassen sich durch solche Worte Mauern zwischen Christen aufbauen? Lassen sich damit Grenzen errichten, die zwischen Christen stehen? Oder gilt nicht mehr, dass alle Christen in der Taufe den einen Geist Gottes empfangen und so zur Gemeinschaft der Christen verbunden sind? Worte wie im eingangserwähnten Artikel dienen sicher nicht dazu, Frieden zwischen Christen aufzubauen. Sie versuchen vielmehr, klare Grenzen zu ziehen und den eigenen Machtbereich abzusichern. Dabei machen sie auch nicht vor Katholiken halt. Gott wird dabei als Vater missbraucht, bei dem alle zu spüren haben. Doch solch einen Vater hat Jesus Christus nicht verkündet. Sein Vater geht jedem Menschen in Sorge nach und nimmt ihn an, denn er ist der Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes. Ihn verkündet Jesus Christus und ihn zu verkündigen ist Auftrag aller Christen. Durch Jesus Christus wird sogar der Graben zwischen Gott und den Menschen überwunden. In Jesus Christus ist sogar die Grenze zwischen Gott und den Menschen verschwunden. Als wahrer Gott und wahrer Mensch – so unser Glaube – hat Jesus Christus Gottes Willen offenbart und gelebt. Wenn wir wirklich aus seinem Geist leben wollen, dann ist es unser Auftrag, das Trennende zwischen Menschen zu überwinden in allen Bereichen unseres Lebens.

Jesus hat Gottes Botschaft verkündet bis hin in die Ohnmacht am Kreuz. Damit sind alle Mauern gefallen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, neue aufzurichten.

Glauben (können)

Immer wieder kommt es vor, dass ein Bekannter mit einer wichtigen Information auf uns zukommt. So eine Information kann ich dann nicht nachprüfen, ich bin darauf angewiesen, dass er das richtige sagt. Vertraue ich diesem Bekannten, dann glaube ich ihm.

Es gibt eine ganze Reihe von Menschen unter, für die hieß Religionsunterricht noch Auswendiglernen von Lehrsätzen im Katechismus. Durch das Auswendiglernen wusste man viel über die christliche Religion. Doch ist das schon Glaube? Kann man so Glauben lernen oder habe ich nur eine Fülle von Informationen bekommen? Kann man Glauben überhaupt lernen?

Unser christlicher Glaube kennt eine ganze Reihe von Mysterien. Ich denke da an das Geheimnis der Dreifaltigkeit, die Unbegreifliche Eucharistie, der Glaubenssatz, dass Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott ist, und anderes mehr.

Alle verbindet, dass sie Mysterien sind, etwas was der Mensch mit seinem Verstand nicht erfassen kann. Je mehr sich der Mensch mit diesen Mysterien auseinandersetzt, desto mehr muss er feststellen, dass er gar nichts versteht. Der Mensch kann diese Sätze nicht lernen und dann wissen. Er kann hier nur glauben, dass es so ist.

Ich kann niemanden dazu zwingen, an solche Aussagen zu glauben und ich kann nicht einmal sagen, der andere glaubt nichts. Ich kann höchstens sagen, er glaubt nicht das, was ich glaube.

Glaube ist und bleibt immer ein Geschenk, Gnade. Wenn wir glauben können, dann sollten wir dafür immer wieder dankbar sein, denn unser Glaube ist in vielen Bereichen unseres Lebens eine tragende Grundlage – etwas, was unserem Leben Sinn gibt und uns selbst durch unser Leben trägt.

Glaube ist nie etwas, was wir in der Hand haben. Die Jünger Jesu haben sicher viel Zeit mit ihrem Meister verbracht. Sie haben viel erlebt und gesehen. Doch, so hören wir heute, kommen auch sie an Grenzen. Jesus überfordert sie mit seinen Aussagen über sich als lebensspendendes Brot. Mit diesen Aussagen können sie genauso wenig anfangen wie die anderen Zeitgenossen Jesu. Jesus mag sie überfordert haben mit seinem Ausblick auf sein Ende. Das alles soll eine Perspektive sein?

Die Jünger, alle Menschen, also auch wir sehnen uns nach Sicherheit, nach klaren Aussagen und festen Regeln. Wir hätten gerne etwas, woran wir uns festhalten können. Doch was bleibt uns als Sicherheit?

Wir haben nur Jesu Worte und sein beispielhaftes Handeln als Sicherheit. Nur daran können wir uns festhalten.

Hier kann ich auch mit Glauben beginnen. In den Evangelien berichten Menschen, die Jesus kennen gelernt haben und von ihm überzeugt sind, von ihren Erfahrungen mit Jesus Christus. Wir erfahren durch sie, was er gesagt und wie er gelebt hat und können sehen, dass seine Worte und sein Handeln zusammenpassen. Wir können sehen, dass Jesus glaubhaft ist. Deshalb können wir ihm glauben. Mehr an Sicherheit gibt es für uns nicht.

Wenn er uns überzeugt, wenn wir ihm glauben, dann wird uns sein Wort zur Leitschnur werden, an der wir uns entlang hangeln können. Damit uns das möglich wird, hat uns Jesus seinen lebendig machenden Geist zugesagt. Diesen Geist, ein Geist der zum Leben führt, haben wir alle in der Taufe empfangen. Dieser Geist hilft uns Jesus Christus zu verstehen und ihm zu glauben. Er hilft, dass wir im Sinne Jesu leben können. Aus diesem Geist heraus versuchen Christen und damit die Kirche immer wieder die Menschen zu verstehen, ihre Fragen zu hören und Antworten im Sinne Jesu zu finden. Dieser lebendig machende Geist hilft mit, dass unser Glaube ein Gesicht bekommt, das die Menschen annehmen können.

Ob wir wirklich glauben, zeigt sich nicht durch möglichst viele Glaubenssätze. Ob wir glauben, zeigt sich darin, wie sehr wir unser Leben im Sinne Jesu gestalten. Wir wissen, was Jesus wichtig war. Er lebte aus der tiefen Verbundenheit mit Gott und konnte so mit großem Gottvertrauen leben. Geprägt wurde sein Leben durch große Freiheit und Weite in seinem Denken und Handeln. Gelebt hat er die Liebe zu allen Menschen. Wenn wir aus seinem lebendig machenden Geist heraus leben, dann ist es seine Freiheit und Weite und seine Liebe, die unser Leben bestimmen.

Glauben zeigt sich darin, wie er unser Leben bestimmt. Glauben ist nicht so sehr eine Sache der Worte, sondern vielmehr eine Sache unseres Handelns. Hier zeigt sich, ob wir wirklich glauben. Wir glauben den Aussagen von Menschen, wenn wir sie als zuverlässig und vertrauenswürdig erleben. Wir glauben ihnen, wenn bei ihnen Wort und Tat zusammenpassen. Uns wird man unser Christsein glauben, wenn unser Leben das widerspiegelt, was wir von Christus erfahren haben. Wir sind wirklich christus-gläubige Menschen wenn sein Geist unser Leben bestimmt und deshalb Christus selbst durch unser Leben sichtbar und glaubbar wird.

Gesetzesreform

Zur Zeit gibt es im Bereich der Politik kaum ein Wort, das häufiger gebraucht wird, als das Wort Reform. Reform im Gesundheitswesen, Reform bei den Renten, Reform der Gemeindefinanzen, Steuerreform.

Reformen scheinen bitter nötig zu sein. Sehen wir uns den Bereich der Steuern an: Neben der Tatsache, dass natürlich alle zu viel Steuern zahlen, heißt es auch noch, das gesamte System sei unübersichtlich, es gebe für jede Kleinigkeit eine eigene Vorschrift, niemand kenne sich mehr aus. Gleichzeitig ist es zum Sport geworden, in diesem komplizierten System die kleinen Lücken zu finden, die Steuern sparen helfen – mit der Folge, dass diese Lücken auch noch gestopft werden müssen – wieder eine Vorschrift mehr.

Ist bei all dem der Sinn von Steuern noch bewusst, nämlich das Gemeinwohl und die Staatsausgaben zu finanzieren? Wer denkt bei seiner Steuererklärung nach an den Sinn von diesen ungeliebten Abgaben? Genug von diesem leidigen Thema der Gegenwart hin zur Zeit Jesu.

Jesu Vorwurf an die Pharisäer und Schriftgelehrten klingt sehr vertraut. Sie hätten einen Gesetzeskatalog aufgebaut, der für jede Kleinigkeit eine Vorschrift kennt. Auf jede Frage des täglichen Lebens gibt es ein Gesetz als Antwort. Eine entsprechende Beschwerde der Pharisäer nützt Jesus, um ihnen vor Augen zu halten, wohin es mit dem Gesetz Gottes gekommen ist.

Das Waschen der Hände ist ja eine ganz sinnvolle Tätigkeit, aber daraus eine Vorschrift machen, die Rückschlüsse auf den Seelenzustand des Menschen zulässt? Ist das Sinn und Zweck der Handlungsratschläge im alltäglichen Leben? Jesus stellt die Gesetzespraxis der religiösen Führer an den Pranger. Er wirft ihnen vor, dass sie nur noch Vorschriften aufstellen und kennen – die nötigen Lücken miteinbezogen – das Gebot Gottes jedoch vergessen haben. Nicht mehr das, was von Gott kommt, zählt für sie, sondern nur noch ihr Gesetzeskatalog.

Dem setzt Jesus eine Gesetzesreform entgegen. Er kennt nur noch ein einziges Gesetz: die Liebe. Wenn die Menschen sich nach Kräften an dieses Gesetz halten, braucht es keine weiteren Regeln.

Jesu Reformpaket kennt nur noch die Liebe. Es schließt damit ein:

Die Achtung und den Respekt jedem Menschen gegenüber, egal woher er kommt und welche Eigenarten er hat.

Die Achtung dessen, was einem Menschen gehört.

Die Achtung der Würde des Menschen.

Braucht der Mensch wirklich mehr Regeln? Trübt nicht sogar jede Regelung den Blick auf die eigentliche Grundregel menschlichen Lebens?

Nehmen wir das Beispiel „Gerechtigkeit“. Gerechtigkeit kann bedeuten, dass ich für eine bestimmte Sache einen bestimmten Lohn bekomme. Damit sehe ich nur meine Situation, die des anderen spielt keine Rolle. Gerech ist dann, dass ich etwas tue und dafür entlohnt werde. Dem kann jeder zustimmen. Gerechtigkeit kann aber auch bedeuten, dass ich die Möglichkeiten des anderen berücksichtige und mir überlege, was ich ehrlich brauche und der andere wirklich geben kann. Dann erhalte ich zwar unterschiedliche Entlohnung für mein Tun, aber wir können beide leben und niemand bleibt auf der Strecke. So gedacht ist Gerechtigkeit etwas anderes, als wir es im Allgemeinen sehen.

Rede ich von Gerechtigkeit, dann kann ich darunter beides denken. Die erste Form von Gerechtigkeit sieht nur mich. Die zweite Form von Gerechtigkeit hat das Wohl beider Seiten im Blick. Bringe ich im Bezug auf die Gerechtigkeit die Liebe ins Spiel, dann brauche ich keine Vorschrift Gerechtigkeit mehr. Denn die Liebe wird sich sowieso um Gerechtigkeit bemühen, allerdings nur mit dem Blick auf das Wohl aller Beteiligten. Was ich hier zum Thema Gerechtigkeit gesagt habe, ist auf vieles im Leben übertragbar. Viele Vorschriften sind unnötig, wenn die Liebe als Grundlage menschlichen Lebens klar ist.

Jesus hat in seiner Zeit eine grundlegende Gesetzesreform angezettelt. Er hat die Masse der Vorschriften und Gebote auf ein einziges reduziert, das Gebot der Liebe. Mehr braucht es nicht.

Blicke ich auf unsere Kirche, dann stelle ich mir oft die Frage, ob hier auch eine Gesetzesreform fällig wäre. Es lässt sich fragen, ob hier Gesetze wichtiger geworden sind als Liebe und Barmherzigkeit. Wie sieht es aus, wenn Menschen in ihren Beziehungen scheitern, weil sie sich bei der Wahl ihres Partners wirklich vertan haben. Warum gibt es Menschen 2. Klasse, Menschen die in unserer Kirche wenig Achtung und Respekt in ihrer Eigenart erfahren? Warum sind oft Angst, Enge und Unfreiheit zu spüren? Warum wird versucht, Macht über andere auszuüben? Neid und Hunger nach Einfluss wurden gerade in den letzten Wochen wieder sehr deutlich, als den Kardinälen um Lehmann der Erfolg des Berliner Kirchentages nicht gegönnt wurde.

Wenn ich all diese Fragen sehe, und dann das Leben Jesu anschau, dann muss ich feststellen, dass er eine ganz andere Spur gelegt hat. Jesus Christus hat den Menschen Gott als die Liebe

offenbart. Damit hat er damals eine so grundlegende Reform ausgelöst, dass sogar eine neue Religion entstanden ist. Wäre heute eine Reform wieder dran?

Theo Brüggemann betet:

Lass uns doch spüren, dass es dir bis in einzelne und kleinste hinein um die Liebe geht zu Gott und den Menschen, und nicht um unsere Ordnungen, die wir ängstlich verteidigen. Jesus, Bruder der Sünder, reiße uns die Herzen auf, wenn du uns heute zeigst, wo sich hinter heiligbewährten Ordnungen Unrecht und Unmenschlichkeit verbirgt. Nicht Angst willst du uns machen, sonder Freude, es mit dem Gott zu wagen, der es so gnädig mit uns riskiert.

Tu dich auf!!

In den Norddeutschen Kirchenzeitungen fand in den letzten Wochen eine wenig erfreuliche Auseinandersetzung statt. Kardinäle stritten sich um die Bedeutung des ökumenischen Kirchentages in Berlin. Kardinal Lehmann, zusammen mit dem Berliner Kardinal Sterzinsky, Teilnehmer und Befürworter des Kirchentages, setzte sich zur Wehr gegen Vorwürfe, die aus dem Munde von Nichtteilnehmern kamen. Dem Kirchentag wurde vorgeworfen, konturlos und nur ein Sich – Selber – Feiern gewesen zu sein. Glaubensfreude sein nicht zu spüren gewesen. Dies könne man aus der Ferne am besten beurteilen.

Ich war auch nicht auf dem Kirchentag, sondern musste ihn leider am Fernseher verfolgen. Und das, was ich gesehen und gehört habe, war ein Fest des Glaubens. Auch von Konturlosigkeit lässt sich nicht reden bei einer Vielzahl von Veranstaltungen, wo es gerade um die Konturen des christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft ging. Ist es vielleicht möglich, dass hier nicht gesehen werden will, was wirklich geschehen ist? Will hier jemand nicht wahrhaben, was Hunderttausende von Menschen mit Begeisterung getan haben, weil es nicht sein darf? Etwas nicht Wahr – Haben – Wollen, ist eine Form von Taubheit, eine Form des Nicht – Hören – Könnens.

Wenn wir von Taubheit reden, denken wir zuerst an die rein körperliche Taubheit. Menschen können ihre Umgebung nicht in all ihren Facetten wahrnehmen, weil ihnen die entsprechenden Sinne fehlen.

Es gibt aber auch eine die Art geistiger Taubheit. Manches kann ich nicht hören, weil ich es nicht hören will. Ich will etwas nicht wahrhaben und zulassen, weil es nicht in meine Vorstellung passt und mir gegen den Strich geht. Wenn ich mit einem starren Bild lebe, in das neue Erfahrung nicht hineinpassen, dann versuche ich mich zu schützen, indem ich jede unpassende Wahrnehmung einfach nicht an mich heran lasse. Was nicht zu meinem Bild passt, das ignoriere ich und tu so, als ob es einfach nicht da wäre. Auf diese Art und Weise verschließe ich meine Ohren wie ein Kind, das sich die Ohren zuhält, wenn es etwas nicht hören will. Kinder nehmen dazu die Hände, Erwachsene kommen oft mit Vorschriften und Regeln. Doch auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen, die Wirklichkeit ist so wie sie ist.

Ähnlich wie mit der Taubheit verhält es sich mit dem Stummsein. Die Unfähigkeit zu reden kann rein körperliche Ursachen haben, es kann aber auch sein, dass ich das meine einfach nicht preisgeben will und kann. Manchmal fehlen mir die Worte, manchmal will ich etwas nur für

mich behalten. Manchmal habe ich einfach nur Angst davor, etwas zu sagen. Gründe dafür sind vielschichtig und vielseitig.

Im Evangelium haben wir gehört: Jesus geht auf einen Menschen zu, der taubstumm ist – und er heilt ihn. Jesus macht ihn fähig, zu hören und zu reden – Worte zu empfangen und zu geben. Mit seiner Hilfe kann ein Mensch seine Umgebung **wahrnehmen** und vom **Wahrgenommenen** sprechen.

Durch sein Wirken will Jesus uns Menschen von Taubheit und Stummsein befreien. Er öffnet uns Menschen Ohren und Mund, damit wir wahrnehmen können, was wirklich ist und das Wahrgenommene weitersagen. So öffnet Jesus uns für eine neue Wahrheit: Er öffnet uns für seine Botschaft von der Liebe Gottes. Durch sein Leben bietet er uns Menschen die Erfahrung der Gegenwart Gottes an. Der Mensch soll fähig werden, Gottes Wort zu hören und zu verkünden.

Uns werden die Ohren geöffnet für die frohe Botschaft der Heiligen Schrift, damit wir fähig werden, Gottes Liebe wahrzunehmen und seine Zuwendung zuzulassen. Doch einfach scheint es nicht, Gottes Gegenwart in unserem Leben zu zulassen, - ihn nicht mehr weg zu schieben, damit er mir nicht zu nahe kommt - denn die Begegnung mit Gott bringt etwas in Bewegung!

Was wir als Frohe Botschaft erfahren, können wir nicht für uns behalten, wir müssen sie verkünden. Wenn wir Gottes Liebe an uns heran lassen, können wir nicht anders als diese Liebe leben. Gott selbst nimmt uns an – immer wieder. Er geht auf uns zu öffnet uns damit für die Menschen um uns herum. Aus dieser Begegnung mit Gott heraus sollen wir leben. Das heißt, **wir** sollen auf die Menschen zugehen und sie einladen, nicht den Fremden warten und vielleicht noch ausgrenzen durch möglichst hohe Hindernisse. Schließlich ist Gott ja **uns** begegnet.

Diese Offenheit nennt mancher Konturlosigkeit oder Beliebigkeit. Doch es hat nichts mit Beliebigkeit zu tun, wenn wir andere Menschen einladen und auf sie zugehen. Ich kann mich dem anderen nur öffnen, wenn ich mir um das meine klar bin, nur wenn ich selbst Konturen habe, kann ich ohne Angst dem anderen mit Offenheit und Respekt begegnen, wie sie jeder Mensch uneingeschränkt verdient. Offenheit heißt schließlich zuerst, den anderen hören und verstehen lernen. Das können wir bei Jesus sehen und dazu will Jesus uns Menschen befähigen.

Wir feiern hier die Berührung von Mensch und Gott, unsere Berührung durch Gott. Im Hören des Wortes und im Empfang des Sakramentes begegnet uns Gott selbst. Diese Begegnung ist heilsam, denn sie öffnet uns für die Wirklichkeit Gottes. Diese Begegnung sollte bei uns eine

ähnliche Wirkung haben wie beim Taubstummen – der konnte nicht mehr schweigen – er musste von der Größe Gottes erzählen – allen, die ihm begegneten!

Zumutung

Jesus spricht, davon, dass Gott seinen einzigen Sohn hingibt und die Erhöhung des Menschensohnes sein muss. Der arme Nikodemus – ob er wohl verstanden hat, was Jesus ihm sagen wollte?

Wir können etwas mit den Worten von der Erhöhung des Menschensohnes verbinden. Die Rede von der Erhöhung am Kreuz gehört zu den zentralen Elementen unseres Glaubens.

Wenn wir heute am Fest Kreuzerhöhung diese Worte hören, dann kommt uns das Bild des Gekreuzigten vor Augen. Wir kennen das Ende des Jesus von Nazareth, wissen, dass er schließlich am Kreuz erhöht wurde und daran gestorben ist.

Das Kreuz ist zum zentralen Symbol unserer Erlösung und unseres Glaubens geworden. Es ist das Zeichen des Christentums schlechthin. Ohne Kreuz ist unser Glaube nicht denkbar. Und trotzdem oder gerade deshalb ist das Kreuz Jesu Gegenstand vieler Fragen.

Wir erinnern uns sicher noch an die Diskussion über das Aufhängen von Kruzifixen in unseren Schulen. Damals wurde damit argumentiert, dass der Anblick von Folterinstrumenten Kinderaugen unzumutbar sein. Überhaupt sei die Vorstellung eines Gottes, der seinen Sohn ans Kreuz liefert für Kinder ungeeignet. Kinder müsse man von solch einem Gott fernhalten.

Mit dem Anblick des Kreuzes ist noch eine weitere Frage verbunden: Gab es für Gott wirklich keinen anderen Weg zur Erlösung der Menschen, als seinen Sohn ans Kreuz zu schicken? Warum musste Jesus gerade so sterben?

Der Blick auf diese Fragen zeigt, dass wir kaum mehr verstanden haben, als Nikodemus. Das alles einfach im Glauben annehmen scheint eine Lösung zu sein. Wenn uns das genügt, dann gehen wir den Fragen aus dem Weg, die uns das Kreuz zumutet. Sich mit dieser Zumutung auseinanderzusetzen, heißt sich den Fragen des Kreuzes zu stellen – wie es durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder Menschen getan haben. Das heißt nicht, dass alle Fragen beantwortet werden, doch das Kreuz offenbart sich als Heilszeichen auch uns.

Ein Franziskaner des Mittelalters setzte sich besonders mit der Frage auseinander, ob der Mensch daran schuld sei, dass Gott seinen Sohn in die Welt und damit ans Kreuz schickte. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Sündenfall des Menschen nicht die Ursache für die Menschwerdung Gottes ist. Vielmehr ist es allein Gottes Wille, dass es Jesus gibt. Gott wird aus einem einzigen Grund Mensch, nämlich um den Menschen seine Liebe zu zeigen, indem er selbst das Leben der Menschen teilt. Die gleichen Gedanken hören wir bei Paulus in seinem Philiperbrief. Christus Jesus war Gott gleich, wurde aber den Menschen gleich, ja sogar zum

Sklaven, weil er es wollte. Sein Leben war das eines Menschen bis hinein in den Tod am Kreuz. Christus Jesus wird Mensch, um Mensch zu sein. Damit überbrückt er alles, was zwischen Gott und Mensch sein könnte um die Verbindung Mensch – Gott herzustellen. Durch seine Menschwerdung entscheidet sich Christus Jesus für ein Leben als Mensch mit allen Konsequenzen. Dabei hat er nicht Ausgewählt, aber angenommen was kommt. Das schließt Leid und Sterben mit ein. Schließlich wird Jesus zum Tod verurteilt, weil Menschen nicht annehmen können, was Jesus lebt und verkündet.

Jesus stellt mit seinem Leben das System der Menschen in Frage. Er fügt sich nicht in ein Gebilde der Abhängigkeiten. In seinem Sinn kann kein Mensch Macht über den anderen ausüben. Die Rollen von Oben und Unten in der menschlichen Gesellschaft werden aufgehoben. Jeder Mensch ist gleich viel wert. Keinen kann man ins Abseits schicken, weil er gesellschaftlichen Vorstellungen nicht entspricht. Ein System, das von weltlichen und religiösen Machthabern bestimmt wird, kann keinen Jesus dulden. Das Kreuzesurteil über Jesus war logische Folge seines Lebens. Heute müsste er mit den gleichen Folgen rechnen, wie das Beispiel vieler Ermordeten zeigt.

Mit seinem Tod am Kreuz verbindet sich vielleicht die größte Zumutung: Jesus geht den Weg des Menschen sogar durch das Gefühl der Gottverlassenheit, wenn Jesus am Kreuz schreit: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. Doch weil in Jesus Mensch und Gott verbunden sind, wird klar: Gott ist da, auch im Leid, im Erleben der Gottesferne, sogar im Tod.

Wir kennen die Aussage über Mitmenschen: so wie der gelebt hat, musste Gott ja zulassen, dass – schließlich hatte er die Strafe Gottes verdient. Diese Aussage ist durch das Kreuz Jesu widerlegt. Auch dann, wenn der Mensch den Menschen verloren gibt, ist Gott noch da. Gottes Liebe dringt wirklich in jeden Winkel menschlichen Lebens. Es gibt keinen Moment, wo jemand behaupten kann, dass Gott nicht da ist und damit Recht hätte. Gottes Liebe ist so vollkommen und grenzenlos, dass nie gesagt werden kann, Gott ist nicht da.

Für den Menschen ist das eine Zumutung, denn nun ist dem Menschen jede Möglichkeit genommen, über die Nähe oder Ferne Gottes im Leben des anderen zu urteilen.

Gleichzeitig bringt es Erleichterung und Hilfe. Wir dürfen darauf vertrauen, dass auch größte menschliche Not nie Zeichen der Gottesferne ist. Zwar verhindert Gott menschliches Leid nicht, er zieht sich aber auch nicht vom Menschen zurück, er ist trotz allem da.

Zum Abschluss noch eine kurze Geschichte:

In einem kleinen Ort ist eine Frau zu beobachten, die täglich zu einer kleinen Kapelle geht und vor dem Kreuz verweilt. Einem Gast fällt diese Frau auf. Schließlich kommen sie ins Gespräch. Da erzählt die Frau von aller der Not, die ihr widerfahren ist. Auf die Nachfrage, wie sie da immer noch beten könne antwortet sie:

Anfangs fiel es mir sehr schwer. Aber wenn ich jetzt ans Kreuz blicke, bekomme ich Kraft mein Leben zu tragen, denn er mein Heiland hatte noch viel größeres Leid zu tragen.

Machtstreben

Frodo Beutlin aus dem Roman Herr der Ringe, muss erleben, dass er selbst langsam in den Sog des Ringes gerät, den er trägt. Es ist nicht irgendein Ring, der ihm anvertraut wurde, es ist der Ring der Macht. Immer größer wird der Einfluss, gegen den sich der Ringträger wehren muss – immer mehr erliegt er. Die Macht des Ringes verändert ihn.

Macht verändert Menschen. Es ist oft zu erleben, dass wir Menschen nicht mehr wieder erkennen, wenn sie in Machtpositionen gelangt sind. Viele Überzeugungen werden aufgegeben, um an der Macht zu bleiben. Ein Gerhard Schröder, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, scheint alle Ideale seiner Partei vergessen zu haben, soziale Politik macht er jedenfalls nicht. Wie viele Politiker der so genannten Christlichen Parteien treten wirklich für eine christliche Gesellschaft ein, die dann ebenfalls sozial sein müsste? Bei den einen ist vom Sozialen bei den anderen vom Christlichen oft nichts mehr zu sehen. Es scheint wichtiger zu sein, die Regierungsmacht zu besitzen als eine Politik zu machen, die Stimmen kosten könnte. Dann lieber die Grundsätze aufgeben.

Machtgelüste verschont auch unsere Kirche nicht. Ein römischer Kardinal bezeichnet seine Aussagen, die er einmal als Professor in Regensburg voller Überzeugung vertreten hat, als Jugendsünden, weil sich mit ihnen seine Machtfülle nicht begründen lässt. Kann sich ein Mensch wirklich um 180 Grad drehen und gegen seine tiefste Überzeugung handeln? Ein Bischof von Regensburg versucht Schritt für Schritt jede Opposition in seinem Bistum zum Schweigen zu bringen. Beides Instrumente, die eigene Machtposition zu sichern, um an der Macht zu bleiben.

Die Lust an der Macht ist nicht nur für Menschen in verantwortlichen Positionen reserviert, auch beim normalen Volk lassen sich viele Formen der Machtausübung ausmachen. Schmeichelnde Aussagen wie, ich meine es ja nur gut, ..., die Leute sagen, ..., ich habe gehört, ..., sind oft Versuche, Macht über den anderen zu gewinnen und zu üben. Es gibt die verschiedensten Möglichkeiten, Einfluss zu gewinnen und Druck auszuüben, um schließlich die eigenen Interessen durchzusetzen. In unserer Gesellschaft gehören sie zum alltäglichen Umgang miteinander. Macht und Einfluss kennen das einfache – eine Hand wäscht die andere – wie das Warnen vor dem Anderen – von dem sagt man, dass – bis zum bewussten schlecht machen des anderen. Die Versuchung der Macht ist groß.

Aber das alles hat nichts mit dem Weg Jesu zu tun.

Im heutigen Evangelium begegnen wir einer eigenartigen Situation. Einerseits erfahren wir von den Jüngern, dass sie darüber streiten, welcher von ihnen denn der Größte sei. Das bedeutet, sie verhandeln die Machtstruktur in ihrer Gemeinschaft. Andererseits spricht Jesus von seinem Sterben. Hier fallen Worte wie Auslieferung und Kreuz. Im letzten spricht Jesus von seiner Machtlosigkeit und Ohnmacht, die das Ende seines Lebens prägen wird. Kein Wunder, dass die Jünger ihn nicht verstehen, denn in dieser Situation sprechen sie nicht die Sprache Jesu. Macht und Ohnmacht widersprechen sich.

Auch die Jünger müssen lernen, dass Jesus einen Weg der Machtlosigkeit geht. Er zwingt sie nicht, seine Gedanken und seine Lebensweise zu übernehmen, sondern macht nur ein Angebot. Wenn sie aber seine Jünger sein wollen, müssen sie dieses Angebot annehmen. Jesus hat sein Leben unter das Vorzeichen des Dienens und des Auslieferns gestellt. Es ist sein Angebot, das Menschen wahrnehmen können. Die es wahrnehmen, dürfen sich als seine Jünger, als Christen verstehen. Es wird aber niemand dazu gezwungen in seine Fußstapfen zu treten.

Wenn Jesus ein Kind als Beispiel für seine Nachfolge vorzeigt, dann sagt er damit, dass wer ein Kind annimmt, es nur um des Kindes willen tun kann. Ein Kind hat nichts zu sagen und ist machtlos. Ich kann es nur ohne Hintergedanken bei mir aufnehmen, weil ich mir damit keine Vorteile verschaffen kann.

Wenn ich mich auf den Weg Jesu einlasse, dann kann ich dies nicht, um mir Vorteile gegenüber anderen Menschen zu verschaffen. Mit Jesus lässt keine Macht ausüben. Wer sich also auf den Weg Jesu einlässt, der kann nicht erwarten, dass ihm damit Vorteile zufallen. Es ist ein Weg, wo ich vieles aus der Hand gebe und oft mit dem Gefühl der Hilf- und Machtlosigkeit leben muss. Macht über andere verbindet sich mit der Nachfolge Jesu nicht.

Der Jakobusbrief nennt den Weg zur Macht, wenn er von Eifersucht und Ehrgeiz spricht – Verhaltensweisen, die versuchen sich selbst über andere zu stellen und einen guten Platz zu sichern. Eifersucht und Ehrgeiz werden hier als die Auslöser böser Taten bezeichnet. Krieg und Streit, Unterdrückung und Missachtung gehören zu diesen bösen Taten. Damit erreiche ich Macht über andere.

Frieden, Freundlichkeit, Gehorsam und Barmherzigkeit sind Kennzeichen der Weisheit. Sie versuchen nicht den anderen in den Griff zu bekommen, bieten vielmehr etwas an und liefern ein Stück weit aus. Wer sich auf diesen Weg der Weisheit macht, wird zwar oft dem Wohlwollen des anderen ausgeliefert sein, aber er geht einen Weg, der dem anderen wirklich seine Freiheit lässt. Dieser Weg kennt keine Macht, aber viel Ohnmacht.

Jesus lädt ein zu einem Weg der Weisheit. Er ging uns einen Weg des Friedens und der Freiheit voraus. Jesus macht den Menschen das Angebot, diesen Weg mitzugehen, zwingt sie aber nicht dieses Angebot anzunehmen. Wer sich auf dieses Angebot einlässt, gibt sicher vieles auf, aber er ist auf dem Weg in eine Welt, wo wirklich Frieden und Freiheit zu erfahren sind.

Heimgehen

Heimat, das ist der Ort, wo ich herkomme, wo ich geboren und aufgewachsen bin.

Heimat ist auch der Ort, wo ich mich wohl fühle und wo ich geborgen bin.

Der Ort, wo ich daheim bin, ist nicht immer der Ort wo ich wohne und meine Zeit verbringe, es kann auch ein ganz anderer Ort sein. Vielleicht lohnt es sich, einmal zu überlegen, wo bin ich wirklich daheim.

Franziskus geht heim! Wir reden beim Sterben zwar auch vom Heimgehen, wissen aber, wie schwer es vielen Menschen fällt, das diesseitige Leben loszulassen.

Wenn wir bei Franziskus von Heimgehen sprechen, dann gelangt er an den Ort seiner tiefsten Sehnsucht. Er geht dorthin, wohin er sein ganzes Leben hin wollte – in die Gemeinschaft mit Jesus Christus. Sein ganzes Leben lang hat er diese Gemeinschaft gesucht und nichts konnte ihn von dieser Suche abbringen.

Leitschnur dieser Suche war das Evangelium. Gefragt nach der Regel seines Lebens gibt er die Antwort: Wir haben die Worte des Evangeliums, mehr brauchen wir nicht. Es ist klar, dass es ihm dabei nicht nur um ein Lesen ging. Vielmehr geht Franziskus das Evangelium in Fleisch und Blut über. Gottes Wort wird so sehr zu seinem Lebensinhalt, dass es durch ihn gleichsam Mensch wird. So ist es zu verstehen, dass er für viele zu einem 2. Christus wurde.

Um sich ganz auf das Evangelium einlassen zu können, lehnt er jeden Besitz ab. Franziskus möchte nichts haben, weil es ihm eine Last wäre, die ihn daran hindern würde, Christus nachzufolgen. Ganz frei möchte Franz sein für das Tun des Willen Gottes. Ganz frei will er auch sein für seine Liebe zu allen Menschen und zu jedem Geschöpf. Franziskus liebt alle, Menschen und alle Geschöpfe, weil sie von Gott sind und er mit dieser Liebe Gott selbst lieben kann.

Das Evangelium als Wort das von Gott kommt und sich in der Welt verwirklicht ist für Franziskus alles übersteigende Liebe Gottes. Weihnachten empfindet er als das höchste Fest im Jahreslauf. Auch die Eucharistie ist für ihn Feier des Geschehens in Bethlehem, Feier der Menschwerdung Gottes im Mindersein des Menschen. Durch dieses Geheimnis will Franz ganz und gar ergriffen werden, wenn er zu Weihnachten eine Krippe nachstellt und wenn er Eucharistie feiert.

Auch wenn Franziskus Weihnachten das liebste Fest ist, so liebt er in besonderer Weise Christus als den Gekreuzigten. Hier findet er den höchsten Ausdruck der Liebe – Jesus Christus, der aus Liebe sogar sein Leben gibt. Ganz und gar will er sich von dieser Liebe erfassen lassen.

Die Liebe des Franz von Assisi zum Gekreuzigten wird so intensiv, dass sich schließlich an seinem Leib die Wundmale bilden.

Für Franziskus hat sein ganzes Leben nur ein Ziel, er möchte ganz und gar mit Christus verbunden sein. Deshalb kann er den Tod auch als Bruder bezeichnen. Der Tod hat für ihn nichts Erschreckendes. Er ist vielmehr nur die letzte Station auf dem Weg zu seinem Vater im Himmel.

Danke

Folgende Situation kennen wir wohl alle: Es kommt Besuch, Oma – Opa, vielleicht eine Tante ein Onkel – und brav wie der Besuch ist, hat er den Kindern auch etwas mitgebracht. Die Freude über das kleine Geschenk ist groß, so groß dass man sprachlos bleibt – bis das mahnende Wort kommt: „wie sagt man?“ so oder so ähnlich – und die Kinder sagen brav „Danke“.

Als Kinder haben wir es alle gelernt, das Danke sagen. Und als Schenkende freuen wir uns, ja erwarten wir, dass man sich bei uns bedankt. Das Danken gehört zu den selbstverständlichen Umgangsformen zwischen Menschen, auch wenn der Eindruck herrscht, viele hätten das Danken verlernt.

Vielleicht ist ja etwas Wahres dran, wenn wir feststellen, dass das Danken außer Mode gekommen ist. Ist der Grund dafür eine grundsätzliche Undankbarkeit der Menschen oder ist vieles so sehr selbstverständlich geworden, dass es gar kein Dankeschön mehr braucht? Hat sich das Denken der Menschen verschoben hin zu einer Erwartungshaltung, dass Geschenke nicht mehr erkannt und gewürdigt werden? Wenn unser Denken bestimmt ist durch Begriffe wie, das habe ich verdient, das gehört sich, das ist selbstverständlich, dann hat Danken keinen Platz mehr. Was gegenüber Menschen schwer fällt, die wir sehen, gilt noch mehr Gott gegenüber. Wozu Gott danken, wo der Mensch doch alles selbst erreichen kann?

Im Verlauf des Jahres hat die Kirche ein großes „wie sagt man?“ verankert. Das Erntedankfest erinnert daran, dass wir Gott für seine Gaben zu danken haben. Auch wenn jeder Gottesdienst mit dem Dank an Gott verbunden ist, so ist dieser Sonntag doch besonders herausgehoben aus der Reihe der Sonntage. Doch wofür danken wir denn überhaupt?

Im Bereich der Landwirtschaft mag uns der Dank für eine gute Ernte noch einleuchten, auch wenn in diesem Jahr so mancher Bauer sich schwer tun wird mit einem Dank angesichts der Trockenheit im Sommer. Aber vielleicht ist es gerade die Not dieses Sommers, die uns Menschen vor Augen geführt hat, dass wir nicht alles in der Hand haben und deshalb vom Segen über unserem Bemühen abhängen.

Als Landwirt weiß man, dass zum Bemühen des Menschen auch noch vieles andere stimmen muss, damit der Mensch ernten kann, doch in vielen anderen Bereichen unseres Lebens stellen Menschen die Frage, wofür soll ich Gott denn danken. Das was ich bin und besitze habe ich mir hart verdient. Hinter dem Erfolg meines Handelns steht harte Arbeit – alles habe ich mir erarbeitet. Vieles ist so Selbstverständlich geworden, dass Menschen nicht mehr auf den Gedanken kommen, es könnte Sinn machen, Gott dafür danke zu sagen. Hinzu kommt noch,

dass es für den Menschen von heute überhaupt unangenehm ist, sich von etwas abhängig zu sehen und nicht alles selbst in der Hand zu haben.

Das Erntedankfest stoppt solches Denken. Es erinnert uns Menschen daran, dass nichts in unserem Leben selbstverständlich ist, sondern dass hinter dem Gelingen unseres Lebens Gott steht. Wir verdanken ihm unsere Fähigkeiten und die Räume diese Fähigkeiten zu nützen. Grund zur Dankbarkeit haben wir auch für unseren Arbeitsplatz und dass wir eine gerechte Entlohnung für unser Tun erhalten.

Auch die Lebensbedingungen in unserem Land sollten uns Danke sagen lassen. Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit sind Voraussetzungen dafür, dass wir ein gutes Leben führen können. Auch Menschen, die uns in Liebe begegnen und sich um uns Mühen, lassen sich nicht aus unserem Leben wegdenken. Vieles was uns hier als Selbstverständlichkeit vorkommt, ist für andere oft ein unerfüllbarer Traum. Der Blick auf die Arbeitslosigkeit in unserem Land, Krieg und Ungerechtigkeit in vielen Regionen unserer Welt machen Menschen das Leben schwer. Unsere Dankbarkeit soll deshalb auch die Bitte für die Menschen einschließen, der Lebensumstände ein angenehmes Leben nicht zu lassen.

Früher war es üblich, dass die Gaben für den Erntedankaltar an Menschen weitergegeben wurden, denen das Lebensnotwendige fehlte. Ein schönes Zeichen dafür, dass sich mit dem, was wir haben auch eine Verpflichtung für das Wohl aller Menschen verbindet. Das Erntedankfest will uns daran erinnern, dass wir unser Leben und alles was dazu gehört im letzten immer wieder Gott verdanken als dem Geber alles Guten. Es will uns auch öffnen für die Not der Anderen und uns anstoßen unseren Beitrag für eine Welt zu leisten, in der jeder Mensch seinen Platz findet.

Machtfrage

Die vergangene Woche hat in Bayern den einen positive, den anderen eine negative Überraschung beschert. Als Anfang der Woche die Mitglieder des Bayerischen Kabinetts vorgestellt wurden, war nicht jeder über diese Zusammenstellung erfreut. Wenn Macht verteilt wird, dann wird es immer Menschen geben, die enttäuscht wurden in ihrer Hoffnung auch einen Anteil an der Herrschaftsgewalt zu erhalten. Nicht jeder Wunsch kann erfüllt werden.

Die Apostel Jakobus und Johannes tragen Wünsche vor. Rechts und links von Jesus wollen sie sitzen, wenn er sein Reich eingerichtet hat. Sie würden gerne Mitglieder des Kabinetts der Herrschaft Jesu sein. Doch ihnen wird ihr Wunsch abgeschlagen – die Plätze am Kabinetttisch hat nicht Jesus zu vergeben. Überhaupt stellt er in Frage, ob sie wirklich in seinem Sinne regieren könnten, denn Herrschaft Jesu hat mit Herrschaft im weltlichen Sinn nichts zu tun.

Was wird allgemein unter Herrschaft verstanden. Schon das Wort Herrschaft hat mit Herr sein zu tun. Der Herr im Haus gibt die Richtung der Familie vor. Der Herr der Regierung die Richtung des Staates. Manch einer fühlt sich als Herr der Welt und möchte allen sagen, wo es lang geht. Herren sind Menschen, die das Leben im Griff haben. Dieses Bild des Herrschers wird von Jesus ergänzt, wenn er auf die Schattenseiten des Herrschens hinweist.

Herrscher unterdrücken ihre Völker, missbrauchen ihre Macht, um eigene Interessen und die eigene Stellung zu untermauern. Der Blick auf die eigenen Interessen verstellt oft den Blick für die Situation des anderen. Die eigenen Wünsche sorgen dafür, dass andere Menschen diskriminiert und ausgegrenzt werden. Wer nicht in die eigenen Planungen passt, wird zum Hindernis und muss das Feld räumen. Das gilt für das Verhältnis zwischen Staaten, der Konflikt im Heiligen Land oder die Geschichte des Krieges gegen den Irak sind die jüngsten Beispiele hierfür, das gilt auch für die Situation innerhalb einer Gesellschaft, wenn dem Wunsch nach Wohlstand die Bedürfnisse anderer entgegenstehen.

Meist gilt hier der Grundsatz „ich weiß, was du zu tun hast“ und nicht der Gedanke „ich tue etwas, was dir gut tut.“

Jesus macht durch sein Leben deutlich: Herrschaft im Sinne Gottes sieht anders aus. Wer wirklich groß sein will, soll der Diener, sogar der Sklave aller sein. Wir erinnern uns an die denkwürdige Szene im Abendmahlssaal, als Jesus, der Herr und Meister, den Sklavendienst der Fußwaschung tut. Wir kennen seine Worte, als er sich in Brot und Wein mit Leib und Blut an seine Jünger und uns hingibt. Wir wissen um das Ende Jesu am Kreuz auf Golgatha. Diese Momente sind die Höhepunkte in der Karriere des Menschensohnes, der in die Welt kam um zu

dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele. Die Herrschaft Jesu ist nicht ein Herrschen über die Menschen, sondern ein Leben im Dienst der Menschen. So regieren unter seiner Herrschaft nicht Enge und Furcht, vielmehr eröffnen sich den Menschen Räume des Lebens.

Wenn Jesus seine Jünger dazu auffordert, sich in den Dienst der Menschen zu stellen, weiß er, wovon er spricht. Im Hebräerbrief heißt es, dass der Sohn Gottes mitfühlen kann mit uns Menschen, denn er hat das Leben der Menschen geteilt. Auch er wurde in Versuchung geführt, aber er hat der Versuchung widerstanden und ist seinem Auftrag treu geblieben. Jesus hat nicht begonnen seine Macht auszuüben, sondern sich in die Hand der Menschen zu geben. In Jesus Christus offenbart sich Gott nicht als der Mächtige, sondern als der Barmherzige. Er zeigt sich als Vater, dem jedes seiner Kinder am Herzen liegt. Das ist die Regierungsform Gottes, es ist die Regierung der Liebe.

Wir feiern gemeinsam Eucharistie, die wichtigste Feier unserer christlichen Gemeinschaft. Diese Feier erinnert uns an die Worte und das Leben Jesu. Es ist jedoch mehr als nur Erinnerung. Was Jesus Christus getan hat, wird nochmals Wirklichkeit. Immer wieder ereignet sich sein größter Dienst an uns Menschen, seine Hingabe. Auch heute gibt sich Jesus in die Hand der Menschen, wenn er in Brot und Wein unter uns gegenwärtig wird. Er gibt sich uns in die Hand, wenn er einlädt zum Mahl an seinem Tisch. Unsere Kirche wird zum Ort, wo sein Liebesdienst wieder erlebbar wird. Unsere Kirche ist der Raum, wo sich die Herrschaft Jesu fortsetzt, nicht als Macht über Menschen, sondern als Dienst an den Menschen. Das ist die Idee der Herrschaft Jesu. Unsere Kirche sieht sich in der Linie der Apostel, die begonnen haben, Jesu Botschaft in die ganze Welt zu tragen und alle Menschen hereinzunehmen in sein Reich. In dieser Tradition steht unsere Kirche. Sie soll der Ort sein, wo alle Menschen einen Platz finden.

In der Einleitung des Messbuches zum heutigen Sonntag heißt es: Jesus war ein guter Lehrer, aber er hatte schlechte Schüler, und er hat sie bis heute. Schüler, die auf Stühlen sitzen wollen, anstatt sich in Bewegung zu setzen, ihren Weg zuzusuchen: den Weg, auf dem Jesus vorausgeht: den Weg der großen Befreiung, in Armut und Schwachheit. Die Kirche Christi ist kein Ort, kein Machtapparat; sie ist Bewegung und Wachstum, Zeugnis für den lebendigen, anwesenden Gott.

Wenn wir heute den Kirchweihtag feiern, dann wollen wir uns an unseren Auftrag als Kirche Jesu Christi erinnern, seinen Weg zu gehen, den Weg des Zeugnisses für den lebendigen, anwesenden Gott.

Blindheit

Wenn Kinder etwas nicht sehen wollen, dann nehmen sie ihre Hände und halten sich die Augen zu. Ein ähnliches Verhalten haben wir, wenn etwas auf uns zukommt, dem wir nicht mehr ausweichen können. Zum Schutz halten wir uns die Hände vors Gesicht, genauer vor die Augen. Sicher ist diese Bewegung ein Reflex, um unsere Augen zu schützen, aber sie hilft auch, die Augen vor einer unangenehmen oder bedrohenden Wirklichkeit zu verschließen. Solange wir etwas nicht sehen, ist es für uns auch nicht da.

„Die Augen verschließen“ ist sprichwörtlich geworden. Menschen verschließen die Augen vor der Wahrheit, weil sie die Wirklichkeit nicht sehen wollen. Menschen haben blinde Flecke dort, wo sie Dinge nicht wahrhaben wollen. Wir sind blind für unsere Umwelt, blind für unsere Mitmenschen, blind für unsere eigene Situation, wenn wir uns vor der Wirklichkeit unserer Welt verschließen.

Doch wenn wir wollen, lässt sich unsere Blindheit heilen. Holen wir uns das Evangelium nochmals vor Augen:

An den Toren von Jericho sitzt ein Mann, er bettelt. Von ihm wird gesagt, er sei blind. Er kann also die Welt um sich herum nicht sehen. Da kommt Jesus vorbei. Und der Mann, der nicht sehen kann, erkennt ihn. Er ruft ihn an: Hab Erbarmen! – die Begleiter Jesu sind entsetzt: was will denn der, lass unsern Meister in Ruhe! Der gehört uns! Wir wissen, wer zu ihm darf und wer nicht!

Gut dass sich der Blinde nicht einschüchtern lässt. Jesus hört ihn, ruft ihn zu sich und macht ihn sehend, sehend, weil er Jesus geglaubt hat. Der Blinde wird sehend und folgt Jesus nach.

War wirklich er blind?

Er hat schließlich gesehen, wer Jesus ist und an ihn geglaubt. Er hat sich auch nicht abwimmeln lassen, denn er wollte wirklich sehen.

Oder waren die Jünger die Blinden?

Sie haben die Absicht Jesu nicht gesehen, sie haben die Not des Bettlers nicht gesehen und sie haben nicht darum gebeten, sehend zu werden.

Wer ist wirklich blind?

Die Jünger haben ihre Augen vor der Wirklichkeit verschlossen. Sie waren blind für die Not des Bettlers und den Willen Jesu. Weder das eine noch das andere wollten sie sehen. Deshalb blieben sie lieber blind.

Wie steht es um uns? Wählen wir den Weg der Jünger: Sie bleiben blind für die Menschen und ihre Bedürftigkeit und für den Willen Jesu. So können sie weitermachen wie bisher. Oder wählen wir den Weg des Bettlers: ihm werden die Augen geöffnet und er macht sich auf den Weg Jesu.

Wenn wir uns die Augen öffnen lassen, dann hat das für uns Folgen:

Zum einen beginnen wir unsere Welt wirklich zu sehen, zum anderen beginnen wir im Sinne Jesu zu handeln.

Wenn wir unsere Augen öffnen, sehen wir unsere eigene Hilfsbedürftigkeit. Wir entdecken die Not in unserer Stadt und in unserem Land. Und wir erkennen die Not der Welt: Menschen, die ums Überleben kämpfen, weil sie hungern nach Brot und vielmehr noch nach Freiheit, Gerechtigkeit und Friede. Wer mit offenen Augen in unsere Welt schaut, entdeckt die vielfältigen Strukturen der Abhängigkeit und des Misstrauens, die Missachtung der Menschenwürde und der Menschenrechte. All das muss uns als Christen aufrütteln und aufschreien lassen, denn es passt nicht in unser christliches Weltbild.

Wenn wir uns von Jesus die Augen öffnen lassen und damit einen Blick für unsere Welt bekommen, können wir nicht mehr weiterleben wie bisher. Zum Sehen können gehört auch das Hineintreten in die Spur Jesu.

Auch wenn wir nicht wie die Jünger jeden Schritt Jesu sehen können, aus der Heiligen Schrift wissen wir, wer und wie Jesus war. Er sah seinen Auftrag darin, allen Menschen die Frohe Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden. Nicht nur Worte waren es, die Menschen ansprachen, vielmehr war es sein Handeln, welches das Reich Gottes fassbar machte. Die Art und Weise wie er mit den Menschen umging, ließ erahnen, dass sein Reich ein Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens sein wird. Wenn wir uns in seine Nachfolge stellen, da bauen wir an diesem Reich mit. Es ergeht sein Auftrag an uns, unsere Welt umzugestalten in das Reich der Freiheit, Gerechtigkeit und des Friedens. Doch wie weit sind wir von diesem Reich noch entfernt? Wir sollen den Umbau schaffen?

Der blinde Bettler wurde sehend, weil an die Sache Jesu glaubte. Der Sache Jesu glauben bedeutet, daran glauben, dass die Botschaft Jesu wahr ist; daran glauben, dass es ein Reich Gottes, ein Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens geben wird; daran glauben, dass eine neue Weltordnung entstehen kann; und schließlich daran glauben, dass die Worte Jesu machbar sind.

Wenn wir dieser Botschaft wirklich glauben, werden wir es wagen, uns für Gottes Reich einzusetzen. Wir werden beginnen, das Unrecht in unserer Gesellschaft zu sehen und dagegen anzugehen. Wir werden beginnen, den Mund aufzumachen, wenn Menschen unterdrückt und gegängelt werden. Wir werden beginnen, uns gegen jeden Versuch zu wehren, der Menschen die Freiheit nimmt.

Eines ist klar: es erfordert Mut, die Augen aufzumachen für die Menschen in unserer Welt, wenn wir es wagen, dann werden wir auch den Mut fassen unsere kleinen Schritte zu gehen für eine gerechtere Welt.

Der heutige Sonntag steht unter dem Motto: dem Wort vertrauen.

Wenn wir wirklich dem Wort – nämlich Jesus Christus – vertrauen, dann ist der Gedanke an Gottes Reich keine Utopie, ein Gedanke, der keinen Platz hat, sondern ein Traum, der wahr werden wird. Die Botschaft von der Herrschaft Gottes ist keine Utopie, sie ist vielmehr eine Vision, die immer mehr Gestalt annimmt, je mehr sich Menschen auf Gottes Wort einlassen. Jeder von uns wird seinen Teil beitragen zur Entstehung dieses Reiches.

Allerheiligen

Heute/Morgen Abend wird im Bayerischen Fernsehen der Film „Der Brandner Kaspar schaut ins Ewige Leben“ gezeigt. Es ist ein Stück, das ich mir immer wieder gerne anschau. Ein paar Szenen dieses Volksstücks spielen in der Empfangshalle des Himmels. Neben einem Petrus, der beim Weißwurstessen gestört wird, sind noch weitere Heilige anwesend. Der Heilige Michael, der zu Übertreibungen neigt, Nantwein, der immer etwas scheinheilig schaut und Thurmair. Alle legen sehr menschliche Verhaltensweisen an den Tag. Wenn nicht gerade ein neuer Himmelsbürger ankommt sind sie mit Kartenspielen und Disputieren beschäftigt. Nur wenn Besuch von der Erde kommt, nehmen sie Haltung an, um den neuen Himmelsbewohner zu beeindrucken.

Heilige mit äußerst menschlichen Verhaltensweisen passen nicht so recht in das Bild, das wir von Heiligen haben. Wenn wir von Heiligen sprechen, geht unser Blick meist nach oben und schweift in die Ferne – weit weg vom menschlichen Alltag und menschlicher Normalität. Doch ist das wirklich der Platz, wo die Heiligen sein wollten?

Schauen wir uns beispielsweise Theresia von Avila oder Franz von Assisi an, so waren das sehr praktisch denkende Menschen, Menschen, die mitten im Leben standen. Sie hatten alles andere im Sinn als den Wunsch, verehrt zu werden. Theresa von Avila sagt über sich selbst: „ich bin ein Weib und noch dazu kein gutes“ und Franziskus stellt auf dem Krankenlager fest: „lasst uns endlich anfangen Gutes zu tun, denn bisher haben wir noch gar nichts getan“. Wenn diesen beiden jemand gesagt hätte, dass sie einmal Heilige sein würden, dann hätten sie wie alle Heiligen ganz heftig den Kopf geschüttelt. Wer? Ich soll ein Heiliger sein? Ich doch nicht! Ich tue doch nur, was ich für notwendig halte.

Und doch oder gerade weil sie so waren, wie sie sind, nämlich echte selbstbewusste Menschen, sind sie uns zu Vorbildern geworden.

Was macht diese Menschen zu Heiligen?

Heilige sind Menschen, die sich ganz auf Gott eingelassen haben und sich nach Kräften darum mühten, durch ihr Leben auf Gottes Liebe Antwort zu geben.

Sehen wir uns das Leben der Heiligen an, dann entdecken wir den Glauben, dass Gott bei uns Menschen ist, und wir ihm trauen dürfen. Dieser Glaube und das Vertrauen, dass Gott den Menschen trägt, ließ unsere Heiligen viele Grenzen überwinden, die ihnen menschliches Denken in den Weg gelegt hat. Getragen vom Wissen um die Liebe Gottes, konnten sie die vielen Höhen und Tiefen menschlichen Lebens meistern.

Der Johannesbrief erzählt von dieser Liebe: Gottes Liebe ist so groß, dass er uns Menschen zu seinen Kindern gemacht hat. Er hat uns in seine Familie aufgenommen und uns ihm ähnlich gemacht. Wer sich das erhofft, wer daran glaubt, Kind Gottes zu sein, der heiligt sich, weil Gott heilig ist.

Heiligkeit ist daher Frucht eines Lebens als Kind Gottes. Wer als Kind Gottes lebt, der wird zum Heiligen, weil Gott heilig ist.

Heilige sind Menschen, die sich als Kinder Gottes verstanden und sich deshalb seine Lebensidee zur Grundlinie ihres Lebens gemacht haben. Dies lässt sich vergleichen mit der Übergaben eines Familienbetriebes. In solch einem Betrieb hofft man, dass sich ein Kind findet, der das elterliche Geschäft im Sinne der Eltern weiterführt. Als Kinder Gottes setzt Gott in uns die Hoffnung, dass wir seinen Betrieb weiterführen, so dass seine Sache weitergehen kann – der Aufbau einer Welt in seinem Sinne.

Mit den Seligpreisungen zeichnet Jesus diese Linie vor. Es sind sehr unpopuläre Ziele, die er den Menschen vorstellt:

Arm sein vor Gott – wissen, dass wir vor Gott nichts vorweisen können, sondern dass alles von ihm kommt

Trauer – Traurigkeit an der eigenen Situation oder der Situation in Kirche und Welt zulassen
Gewaltlosigkeit – Ohnmacht spüren

Barmherzigkeit – den anderen in Liebe annehmen

Ein Reines Herz haben – ohne Hintergedanken leben

Friedensstifter sein – um ehrliche Versöhnung bemüht sein

Gerechtigkeit – Menschen zu ihrem Recht verhelfen

Diese Ziele sind unpopulär, weil sie den Menschen einen Schritt zurückgehen lassen, um dem Anderen einen Platz zu geben und nicht das eigene ICH und die eigenen Interessen an die erste Stelle zu setzen.

Heilige sind Menschen, die sich auf diese Ziele eingelassen haben. Sie konnten sich selbst zurücknehmen, weil sie sich von Gott geliebt wussten. Damit hatten sie den Blick frei für den Nächsten und wurden zu Menschen im Dienst an Gott und an den Menschen.

Wenn wir diese Menschen als Heilige verehren, dann heißt das nicht, sie in den Himmel hinauf loben. Es ist viel wichtiger, sie in unseren Alltag zu holen, denn als Vorbilder im Glauben haben sie nur einen Sinn, wenn wir ihnen nacheifern. Die Verehrung der Heiligen ist dann gelungen, wenn diese Heiligen auf uns abfärben.

Wenn wir heute Allerheiligen feiern, dann gilt dieses Fest nicht nur den vielen offiziellen Heiligen, die ihren eigenen Festtag haben, wir denken vielmehr an alle Menschen, an alle die sich auf den Weg Gottes eingelassen haben. Menschen, denen man ihre Gotteskindschaft ansah und die uns anspornen, unsere Gotteskindschaft ernst zu nehmen und zu verwirklichen.

Allerseelen

Allerseelen – ein Tag der gemischten Gefühle. Heute begegnen uns Trauer und Hoffnung, Erinnerung – Fragen und Sehnsucht. Wir trauern um Menschen, die uns nahe standen und die wir verloren haben, und gleichzeitig hoffen wir, dass sie ewiges Leben haben. Wir erinnern uns an die gemeinsame Zeit mit liebgewonnenen Menschen, denken an das was war und was hätte sein können, wir fragen nach dem Ziel menschlichen Lebens, nach dem wohin, dem was und wie, das nach dem Tod kommt und wir begegnen der Sehnsucht des Menschen nach Leben – dem Traum von der Unsterblichkeit. Alles zusammen prägt den heutigen Tag Allerseelen.

Viele Gedanken gehen uns durch den Kopf, wenn wir in diesen Tagen an den Gräbern unserer Verwandten und Freunde stehen. Sichere Antworten werden wir nicht finden, nur unser Glaube kann uns bei unserem Suchen helfen. Der heutige Allerseelentag ist ein Antwortversuch auf die Fragen nach dem wohin des Lebens und der Sehnsucht nach einem Leben, das irgendwie auf ewig weitergeht.

Die Texte des heutigen Tages wollen uns Hoffnung auf dieses Leben geben.

Der Apostel Paulus schreibt, dass er uns über unsere Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen will, damit wir nicht trauern wie Menschen, die keine Hoffnung haben. Er erinnert uns an Tod und Auferstehung Jesu und den Weg, der uns damit eröffnet wurde. Es ist ein Weg der uns Menschen bevorsteht als Weg in die Herrlichkeit Gottes. Damit gibt uns Paulus kein düsteres Bild vom Sterben sondern ein hoffnungsvolles. Sterben ist für Menschen kein Abschied für immer sondern hat eine Perspektive: Es wird ein Leben in der Herrlichkeit Gottes sein.

Im Evangelium kommt Marta mit einem Vorwurf auf Jesus zu: Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. – Kennen wir diese Frage nicht auch?

Marta trauert um ihren Bruder Lazarus. Ihr ist ein Mensch genommen worden. Die Beziehung zu einem Menschen, der ihr wichtig ist, wurde unterbrochen. Die gemeinsamen Pläne sind passé. Ihr fehlt jemand. Wer am Grab eines Menschen steht, der wird diese Gefühle kennen. Der Tod ist etwas Endgültiges. Versäumnisse können nicht mehr aufgeholt werden, Pläne sind zerstört. Nichts geht mehr. Soll es das gewesen sein? Die Antwort Jesu auf den Vorwurf der Marta: Es ist nicht das Ende, es geht weiter! Lazarus wird leben, nicht irgendwie sondern ganz als Mensch.

Der Mensch lebt mit der Sehnsucht nach Leben. Es ist für uns nur schwer vorstellbar, dass unser Leben plötzlich zu Ende sein soll. Der Mensch will unsterblich sein. Sein Handeln verrät ihn, wenn er versucht, sich etwas Bleibendes aufzubauen. Sei es ein Betrieb, der weitergehen soll,

sei es ein Denkmal, das Menschen erinnert, sei es ein Name, den man nicht mehr vergisst. Der Gedanke an die eigene Vergänglichkeit ist schwer auszuhalten. Die Sehnsucht nach ewigem Leben sitzt tief. Auch für diese Sehnsucht gilt die Antwort Jesu: Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Wer sich auf Jesus Christus einlässt, hat eine Perspektive, die über den Tod hinausgeht. Dem Tod wird sein Schrecken genommen, er ist nicht mehr das letzte Wort im Leben eines Menschen, er ist nur noch Durchgangsstation.

Jesus verheißt dem Menschen das Leben. Damit antwortet er auf die Sehnsucht nach Leben. Das Leben geht aber nicht nur einfach weiter, sondern es erfüllt sich. Durch den Tod erreicht der Mensch das Ziel des Lebens die Vollendung in der Gemeinschaft bei Gott. Ihn erwartet ein Leben in Herrlichkeit.

Paulus hat die Perspektive unseres Glaubens benannt. Wir dürfen glauben, dass sich an den Tod nicht nur irgendein Leben anschließt, sondern ein Leben in Fülle. Wenn wir in diesen Tagen für unsere Verstorbenen beten, dann zeigen wir damit auch unser Wissen um die Unfertigkeit menschlichen Daseins. Wir erleben uns selbst in unserer Unvollkommenheit und kennen unser oft vergebliches Mühen, unser Leben gut zu gestalten. Im Gebet für unsere Verstorbenen bekennen wir uns zur menschlichen Verantwortung Gott gegenüber und bitten Gott um Nachsicht mit uns Menschen. Dabei vertrauen wir darauf, dass Gott schließlich alles zum Guten führt.

Unser Beten ist Ausdruck eines Vertrauens, dass unser Leben im Sterben ins Lot kommt. Endlich dürfen wir schließlich ein Ende unserer Unvollkommenheit erfahren, weil Gott selbst unser Leben vollendet.

Diese Hoffnung schenkt uns unser Glaube. Darauf dürfen wir vertrauen und dafür dürfen wir Gott danken.

Großputz

Zu den regelmäßigen Arbeiten, die in einem Haus oder einer Wohnung anfallen, gehört der Großputz. Einmal oder zweimal im Jahr sollte das Haus von oben bis unten geputzt und gelüftet werden, sonst wird die Wohnung stickig und wir fühlen uns nicht mehr wohl.

In den Benediktinerklöstern gab es früher die Regelung, dass einmal im Jahr die Mönche ihre Zelle zu wechseln hatten, um so wirklich den letzten Winkel ihrer Bleibe zu reinigen. Bei uns Franziskanern fällt das Großreinemachen spätestens bei der nächsten Versetzung an, wenn es darum geht, seine Zelte abzurechen und an einen anderen Ort wieder aufzuschlagen.

So eine große Putzaktion bringt einiges mit sich. Plötzlich tauchen Dinge auf, die verloren geglaubt waren. Andere Sachen, so stellen wir überrascht fest, haben wir das ganze Jahr nicht vermisst. Und bei manchen Dingen stehen wir vor der Entscheidung, ob wir sie erst noch auf dem Speicher verstauen oder lieber gleich endgültig entsorgen. Doch so einfach ist das gar nicht mit dem Wegwerfen – wir könnten es ja doch noch gebrauchen oder die damit verbundene Erinnerung macht einem das Herz schwer. Das ganze einfach wegwerfen?

Wenn wir es nicht tun, dann laufen wir Gefahr, dass unser Haus zu einem privaten Museum verkommt, das immer weniger Luft zum Leben lässt und den Platz für Neues ganz verbaut. Es gilt also zu schauen, was wir wirklich brauchen und was wir getrost aus unserem Haus verbannen können.

Im Tempel zu Jerusalem, dem Haus Gottes, hat sich auch einiges angesammelt. Zu den Menschen, die sich regelmäßig zu Gebet und zum Opfer versammeln, haben sich andere gesellt. Händler und Geldwechsler haben mit dem Tempel einen einträglichen Ort entdeckt und sich ihren Teil des Gotteshauses angeeignet. Da taucht dieser Jesus von Nazareth auf und fängt an aufzuräumen. Alles was nicht dem Sinn des Tempels entspricht, wird von ihm aus dem Haus des Vaters hinausgekehrt. Großputz im Tempel!

Es ist verständlich, dass es hier zu Protesten kommt. Die Händler und Geldwäscher fürchten um ihre Lebensgrundlage. Sie verlangen um einen Beweis, ein Berechtigungsschreiben, dass Jesus so auftreten darf. Schließlich bringt er den normalen Tempelalltag durcheinander und stellt Liebgewonnenes in Frage. Wer mag das schon? Wer lässt sich schon gern aus dem gewohnten Trott bringen? Widerstand ist vorprogrammiert, dabei gibt Jesus dem Tempel nur seine ursprüngliche Bestimmung zurück. Er fordert ein, dass der Tempel wieder das Haus Gottes wird, das Haus seines Vaters.

Als Johannes XXIII. das II. Vatikanische Konzil einberief, verband er damit einen Wunsch. Die Versammlung aller Kardinäle und ihrer Berater sollten miteinander das Wesentliche der Kirche formulieren und an die Ursprünge unseres Glaubens zurückkehren. Es begann ein intensives Suchen und Ringen nach der Gestalt unserer Kirche. Im Mittelpunkt stand immer das Evangelium, die Frohe Botschaft. Damit wurde deutlich: Jesus Christus ist der alleinige Grund, auf dem die Kirche steht. Er ist das Zentrum der Gemeinschaft der Glaubenden. Sein Leben und seine Botschaft sind das Maß für das Leben der Christen. Am Evangelium muss sich jeder ausrichten, der sich als Christ versteht. Manch lieb gewonnener Brauch wurde durch das Konzil in Frage gestellt und manche Überzeugung wurde ausgekehrt, weil sie nicht der biblischen Botschaft entsprachen. Das tat und tut vielen bis heute weh. Mancher trauert noch heute den alten Gedanken nach. Dabei hat das Konzil sehr vorsichtig Fundament und Wesen der Kirche freigelegt und aufgezeigt. Die Kirche wurde wieder sichtbar als die Gemeinschaft der Glaubenden – versammelt um ihre Mitte Jesus Christus.

Wenn die Konzilsväter sich auf das Fundament der Kirche besonnen haben, so sind sie damit der Linie des Hl. Paulus gefolgt. In seinem Brief an die Korinther weist er auf den Grund der Kirche hin. Auch wenn viele an dieser Kirche mitbauen, bleibt doch das Fundament allein Jesus Christus. An ihm muss sich der gesamte Kirchenbau ausrichten. Nur was auf diesem Fundament steht, hat Bestand.

Und Paulus bohrt noch einmal nach: Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?

Die Worte des Paulus richten sich direkt an jeden von uns. Wenn es um den Bau der Kirche geht, dann ist damit jeder von uns gemeint. Jeder von uns hat seinen Anteil daran, am Bauwerk Kirche mitzubauen und ihr so eine sichtbare Gestalt zu geben. Dazu sind wir befähigt, weil wir in der Taufe Gottes Geist empfangen haben.

Kirche wird nicht von irgendjemandem gemacht, sie wird von uns gestaltet, die wir an Jesus Christus glauben. Jeder von uns ist Teil der Kirche und sie bekommt ihre Gestalt durch jeden einzelnen von uns. Unser alltägliches Leben baut das Bild der Kirche auf. Das heißt für uns, immer wieder nachzuschauen, auf welchem Fundament wir stehen. Ist die Botschaft Jesu, das Evangelium, die Grundlage unseres Lebens? Sind wir wirklich Tempel des Heiligen Geistes oder müsste Jesus auch uns auskehren und uns so wieder zum Ort Gottes machen?

Die Frage nach dem Fundament unseres Lebens nimmt uns niemand ab. Wir müssen uns ehrlich fragen, ob Gottes Wort der Grund ist, der unser Leben trägt. Nur wenn wir unser Leben an

seinem Wort ausrichten, dann bekommt es wirklich Orientierung und Halt. Vielleicht müssen wir uns dann von dem einen oder anderen altvertrauten Gedanken verabschieden. Solch ein Abschied tut weh, aber er ist notwendig, denn er verschafft Luft, den Freiraum, den wir zum Leben brauchen. Angst vor diesem Abschied brauchen wir nicht zu haben, denn wir werden leben, weil wir Jesus Christus wieder neu als die Mitte unseres Lebens entdecken, schließlich ist er der Herr unseres Lebens.

Endzeit

Erd- und Klimaerwärmung, Schmelzen der Gletscher, Naturkatastrophen in aller Welt, Ankündigungen einer neuen Eiszeit, ein Mensch, der die ganze Welt auszulöschen kann, und anderes mehr scheinen zum Weltuntergangsszenarium zu passen, welches Jesus seinen Jüngern malt. Er spricht von einer großen Not, nach der sowohl Erde als auch die Mächte des Himmels erschüttert werden.

Auf einem solchen Hintergrund wittern Weltuntergangspropheten die Chance für ihren großen Auftritt und Bücher wie Nostradamus werden zu Bestsellern. Menschen geraten in Angst und bleiben in ihrer Hoffnungslosigkeit stecken hin bis zur Unfähigkeit ihr Leben noch sinnvoll zu gestalten, weil es ja eh nichts bringt.

Wenn wir jedoch den Evangelisten Markus genau anhören, dann gibt es keinen Grund für die Angst vor dem, was irgendwann auf die Welt zukommt. Es bleibt nichts mehr übrig von dieser Weltuntergangsstimmung. Zum einen stellt Jesus klipp und klar fest, dass allein Gott weiß, wann dieser Tag des Endes der Welt sein wird. Weder Menschen noch Engel, auch nicht der Sohn nur der Vater allein kennt Tag und Stunde. Damit wird jedem Weltuntergangspropheten seine Arbeitsgrundlage entzogen – Gott sei Dank.

Zum anderen malt der Evangelist das Ende nicht als etwas Düsteres, sondern als etwas Herrliches. Nach der großen Not trifft der Herrschaftsantritt des Menschensohnes. Christus selbst wird kommen und alle um sich sammeln. Aus aller Welt werden seine Auserwählten kommen.

Mit seinem Bild vom Ende der Zeiten malt Markus nicht ein Untergangsbild sondern ein Bild der Vollendung, denn mit der Wiederkunft Christi beginnt die Herrschaft Gottes in ihrer gesamten Größe. Kein Grund zur Hoffnungslosigkeit, kein Grund zur Angst vielmehr Grund zur Freude, denn wenn auch Erde und Himmel irgendwie vergehen, sie werden abgelöst von der Herrschaft Gottes, dem Reich der Herrlichkeit. Wenn Jesus vom Ende der Zeiten spricht, dann sieht er die Vollendung der Schöpfung als Gottes Reich. Angst hat hier keinen Raum.

Die Frage nach dem Ende der Welt stellen sich zwar viele Menschen, aber sie lässt relativ leicht in den Hintergrund drängen, denn selbst die pessimistischsten Wissenschaftler rechnen noch in so großen Zeiträumen, dass wir uns nicht unter die Direktbetroffenen rechnen müssen. Anders als für die Gemeinde des Markus steht in unserem Bewusstsein die Wiederkunft Christi nicht so nah bevor, als dass wir sie noch als Weltereignis erleben werden. Konkreter ist da schon die Frage nach unserem persönlichen Lebensende. Was wird da sein und was muss ich tun, um

wirklich bei den Auserwählten zu sein? Hier gibt der Hebräerbrief ein Antwort. Dort lesen wir: Jesus Christus hat nur ein einziges Opfer für die Sünden dargebracht. Durch ein einziges Opfer hat er die Geheiligten für immer zur Vollendung geführt. Wo aber die Sünden vergeben sind, da gibt es kein Sündopfer mehr.

Auch hier wird Angst ausgeräumt. Die Furcht, nicht zu den Auserwählten zu gehören, ist unbegründet. Wenn es um die Rettung der Menschen geht, ist bereits alles getan! Jesus Christus hat sich für die Menschen geopfert und damit alles beseitigt, was Gott und Mensch jemals getrennt hat oder trennen könnte. Er ist am Kreuz für alle Sünden gestorben. Die Hingabe Jesu Christi am Kreuz war alles umfassend. Jesus Christus hat wirklich alles getragen, was an Schuld in der Welt da war, ist und sein wird. Mehr kann niemand tun und mehr ist nicht zu tun. Keiner kann diesem Opfer noch irgendetwas hinzufügen, weil an diesem Opfer nichts mehr fehlt. Es grenzt eh an Überheblichkeit, wenn ein Mensch wirklich glaubt, am Opfer des Gottessohnes fehle noch etwas, was er hinzufügen könnte. Schließlich hat Jesus Christus keine halben Sachen gemacht. Seine Hingabe am Kreuz war Opfer genug.

Wenn wir aber glauben, dass mit dem Tod Christi alle Schuld vergeben ist, dann braucht es wirklich keine Sündopfer mehr. Deshalb unterscheiden sich auch der Gottesdienst des Alten und des Neuen Bundes. Während im Volk Israel Opfer zur Tilgung von Schuld noch nötig waren, so können wir als Christen feiern, dass Jesus Christus sein einzigartiges Opfer dargebracht hat, seine Hingabe am Kreuz. Wir feiern, dass durch seinen Tod wirklich alle Schuld vergeben ist und wir auf immer mit Gott versöhnt sind.

Christlicher Gottesdienst – das gilt für alle Konfessionen – ist nie mehr ein Sündopfer, sondern immer die Feier der Heilung und Heiligung der Menschen. Ein für alle mal sind wir mit Gott versöhnt und es erwartet uns deshalb das Heil. Wo aber Menschen glauben, dass sie heil gemacht sind, dort hat Angst keinen Platz mehr. Sie wird verdrängt durch den berechtigten Glauben, dass wir unseren Platz in der Liebe Gottes bereits sicher haben.

Wenn also Menschen versuchen, Angst vor dem Ende des Lebens oder der Welt zu schüren und wenn sich immer wieder Weltuntergangsstimmung breit machen will, dann können wir diese düsteren Gedanken nicht mit machen, denn Angst widerspricht unserem Glauben als Christen. Vielmehr fordert uns die Welt heraus, unser Leben in die Hand zu nehmen und es im Sinne der Gottesherrschaft zu gestalten. Das Ende der Zeiten ist eben nicht ein Ende. Es ist vielmehr ein Weg ins Leben als die Erfüllung christlicher Gewissheit. Es ist ein Weg in das Leben in einer Fülle, wie es auf Erden niemals möglich ist.